Voltaire's und Rousseau's

auserlesene Werke.

In neuen Uebersetzungen.

Sieben und dreißigstes Bändchen:

Voltaire's Geschichte der Völker.

Siebenter Theil.

Fortsetzung.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1829.

Voltaire's

Geschichte der Völker,

vorzüglich
in den Zeiten von Karl d. Gr. bis
auf Ludwig XIII.

Neu übersetzt
durch
K. A. F. Schnitzer.

Siebentes Bändchen.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1829.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

Staatsbibliothek
Bamberg

Voltaire's
Geschichte der Völker.

Siebenter Theil.
Fortsetzung.

Ein und sechzigstes Kapitel.

Karl von Anjou, König beider Sicilien; Manfred; Konradin und die sicilianische Vesper.

Während die großen tartarischen Bewegungen fortrollten, des Dschengis Söhne und Enkel den größten Theil der Welt unter sich theilten, die Kreuzzüge fortdauerten, und der heilige Ludwig den letzten unglücklich vorbereitete, endigte das erlauchte schwäbische Kaiserhaus auf eine unerhörte Weise: das, was von seinem Blute noch übrig war, floß auf dem Schaffot.

Der Kaiser Friedrich II. war der Herr, der Vasall und der Feind der Päbste zugleich gewesen. Er schwur ihnen für das Königreich Neapel und Sicilien den Lehnseid (1254). Sein Sohn Konrad IV. setzte sich in Besitz des Königreichs. Ich kenne keinen Geschichtsschreiber, der nicht behauptete, Konrad sey durch seinen Bruder Manfred, einen natürlichen Sohn Friedrichs, vergiftet worden; aber ich kenne keinen, der davon den leichtesten Beweis gäbe. Der nämliche

Kaiser Konrad wurde angeklagt, er habe seinen Bruder Heinrich vergiftet: man sieht, daß in allen Zeiten der Giftverdacht häufiger war, als das Gift selber.

Der Lehenseid, der dem römischen Hofe für die Königreiche Neapel und Sicilien geleistet wurde, war eine der Quellen des Unglücks dieser Länder, des schwäbischen Kaiserhauses und des Hauses Anjou, das, nachdem es die gesetzlichen Erben beraubt hatte, selbst auf eine elende Weise unterging. Der Lehenseid war anfangs nur eine fromme, kluge Feierlichkeit der normännischen Eroberer, die, wie so viele andere Fürsten, ihre Staaten unter den Schutz der Kirche stellten, um, wenn es möglich wäre, durch den Bannstrahl die zurück zu halten, welche ihnen ihren Raub wieder entreißen wollten. Die Päbste machten bald diese Huldigung zum Lehen, und indem sie nicht Roms Oberherren waren, waren sie die Lehensherren beider Sicilien.

Kaiser Friedrich II. hinterließ Neapel und Sicilien im blühendsten Zustande: weise Gesetze, der Aufbau von Städten, die Verschönerung Neapels, der Glanz der Künste und Wissenschaften waren seine Denkmale. Das Königreich sollte seinem Sohne, dem Kaiser Konrad, gehören; man weiß nicht, ob Manfred ein ehelicher oder natürlicher Sohn von Friedrich war; der Kaiser scheint ihn in seinem letzten Willen als gesetzlich zu betrachten: er gab ihm Tarent und mehrere andere Fürstenthümer als unbeschränktes Eigenthum, setzte ihn zum Regenten des Königreiches während Konrads Abwesenheit ein und erklärte ihn zu seinem Nachfolger, im Falle daß Konrad und Heinrich kinderlos stärben: so weit schien alles im Reinen; aber die Italiener gehorchten immer nur mit Widerwillen dem germanischen Blute; die Päbste verabscheuten das schwäbische Haus und wollten es aus Italien vertrei-

ben. Die guelfische und ghibellinische Partei loderte noch in aller Stärke von einem Ende Italiens zum andern.

Der berühmte Papst Innocenz IV., der den Kaiser Friedrich II. zu Lyon abgesetzt, oder vielmehr es gewagt hatte, ihn für abgesetzt zu erklären, behauptete wohl, die Söhne eines Gebannten könnten ihrem Vater nicht nachfolgen.

Innocenz eilte also, Lyon zu verlassen, um an die Grenze Neapels zu gehen, die Barone zu ermahnen, Manfred nicht zu gehorchen. Dieser Bischof kämpfte nur mit den Waffen der Meinung, aber man weiß, wie gefährlich diese Waffen sind. Manfred traute seinen Baronen nicht, weil sie bigott, parteisüchtig und Feinde des schwäbischen Hauses waren. In Apulien gab es noch Sarazenen. Der Kaiser Friedrich II., sein Vater, hatte eine Leibwache gehabt, die aus Muselmännern bestand. Die Stadt Lucera war voll Araber, man nannte sie deswegen die Heidenstadt. Die Muselmänner verdienten den Namen, den man ihnen gab, gar nicht, nie war vielleicht ein Volk entfernter von dem, was wir Heidenthum nennen, und nie hielt ein Volk reiner die Einheit Gottes fest, aber das Wort Heide hatte Friedrich, der Araber in seinen Diensten hatte, verhaßt gemacht; Manfred wurde dadurch noch verhaßter. Manfred indeß, von seinen Muselmännern unterstützt, erstickte den Aufruhr, und hielt das ganze Königreich im Zaum, Neapel ausgenommen, das den Pabst Innocenz als seinen einzigen Herrn anerkannte. Der Pabst behauptete, beide Sicilien seyen ihm verfallen, und gehören ihm von Rechtswegen, Kraft seiner Erklärung, die er zu Lyon gegeben, als er Friedrich und sein Geschlecht absetzte. Kaiser Konrad IV. erschien nun, um sein Erbe zu vertheidigen. Er nahm die Stadt Neapel im Sturm ein.

Der Pabst entwich nach Genua, seiner Vaterstadt, und hier that er nichts anders, als daß er Richard, dem Bruder Heinrichs III. von England, das Königreich anbot, einem Fürsten, der nicht im Stande war, zwei Fahrzeuge auszurüsten, und der dem heiligen Vater für sein gefährliches Geschenk dankte.

(1254). Der unvermeidliche Zwist zwischen Konrad dem deutschen und Manfred dem italienischen Könige, leistete dem römischen Hofe bessere Dienste, als die Staatsklugheit und die Flüche des Pabstes. Konrad starb, und man behauptet, er sey an Gift gestorben. Der päbstliche Hof machte den Verdacht glaublich. Konrad hinterließ die Krone einem zehnjährigen Kinde; dieß ist der unglückliche Konradin, den wir tragisch enden sehen werden. Konradin war in Deutschland: Manfred war ehrgeizig; er sprengte das Gerücht aus, Konradin sey gestorben, und ließ sich als dem Regenten den Eid leisten, wenn Konradin noch am Leben, als dem König aber, wenn dieser Sohn des Kaisers gestorben sey. Innocenz hatte immer in dem Königreiche die guelfische Partei für sich, die Gegnerin des Kaiserhauses, außerdem hatte er seine Bannstrahlen: er erklärte sich selbst für den König beider Sicilien und gab die Belehnung. Nun waren also endlich die Päbste Könige des durch normännische Edelleute eroberten Landes. Aber dieß Königthum ging vorüber, der Pabst hatte zwar ein Heer, aber konnte es nicht befehligen Er stellte einen Botschafter an seine Spitze. Manfred mit seinen Muselmännern und einigen minder gewissenhaften Baronen schlug den Botschafter und das päbstliche Heer aufs Haupt. Unter diesen Umständen wandte sich der Papst Innocenz, nicht im Stande das Königreich Neapel für sich in Besitz zu nehmen, endlich an den Grafen von Anjou, den Bruder des heiligen Ludwig, und bot ihm eine Krone an,

über deren Verfügung er kein Recht hatte, so wenig als der Graf von Anjou. Aber der Pabst starb bei dem Anfange der Unterhandlung: damit enden alle Anschläge des Ehrgeizes, die das Leben quälen. Rinaldo von Signi, Alexander IV., war der Nachfolger Innocenz in seinem Amte sowohl, als in seinen Plänen. Er konnte mit dem Bruder des heiligen Ludwig nicht zum Ziele gelangen; dieser König erschöpfte zu seinem Unglück durch seinen Kreuzzug und seine Loskaufung in Aegypten Frankreich, und das wenige, das ihm übrig geblieben, verwandte er zum Wiederaufbau der Mauern einiger Küstenstädte in Palästina, die bald durch Christen zerstört wurden.

Der Pabst Alexander IV. forderte zuerst Manfred vor seinen Richterstuhl; nach den Lehensgesetzen hatte er dazu ein Recht, weil dieser Fürst ein Vasall war; aber da dieses Recht nur das Recht des Stärkern seyn konnte, so war es nicht wahrscheinlich, daß ein bewaffneter Vasall vor seinem Herrn erscheine. Alexander hielt sich zu Neapel auf, dessen Thore sich ihm durch seine Umtriebe öffneten: er unterhandelte mit seinem Vasallen, der in Apulien stand. Manfred bat den heiligen Vater, einen Kardinal zu ihm zu schicken und mit ihm zu unterhandeln. Der päbstliche Hof antwortete, es sey der Ehre des heiligen Stuhles zuwider, auf diese Art Kardinäle auszuschicken.

Der Bürgerkrieg dauerte also fort: der Pabst predigte einen Kreuzzug gegen Manfred, wie einst gegen die Muselmänner, die Kaiser und Albigenser. Es ist ziemlich weit von Neapel nach England, doch wurde dieser Kreuzzug hier gepredigt. Ein päbstlicher Gesandter ging dahin, um den Zehnten zu erheben (1255). Dieser Botschafter entband Heinrich III., der geschworen hatte, einen Kriegszug nach Palästina zu thun, seines Gelübdes, und nahm von ihm das andere Ge-

lübde, Geld und Truppen dem Pabste in seinem Kriege gegen Manfred zu liefern.

Mathias Paris berichtet, der Botschafter habe in England 50,000 Pfund Sterling gehoben. Wenn man heut zu Tage die Engländer sieht, kann man nicht glauben, daß ihre Ahnen so blödsinnig waren. Um dieses Geld auszupressen, schmeichelte der päbstliche Hof dem König mit der Krone Neapels für seinen Sohn Edmund, unterhandelte jedoch zur nämlichen Zeit mit Carl von Anjou, immer bereit, dem, der am theuersten bezahle, die beiden Sicilien zu geben. Alle diese Unterhandlungen zerschlugen sich damals; der Pabst verschleuderte das Geld, das er in England für seinen Kreuzzug erhoben, ohne ihn zu thun; Manfred regierte, und Alexander IV. starb, ohne daß ihm etwas gelungen wäre als die englische Geldpresse (1260). Ein Schuhflicker, der als Pabst den Namen Urban IV. annahm, setzte das fort, was seine Vorfahren begonnen. Dieser Schuhflicker war aus Troies in der Champagne. Sein Vorfahr hatte in England gegen beide Sicilien einen Kreuzzug gepredigt, er predigte einen in Frankreich, verschwendete vollständige Ablaßzettel, aber er konnte nur weniges Geld und einige Soldaten erhalten, die ein Graf von Flandern, der Tochtermann Karls von Anjou, nach Italien führte. Karl nahm endlich die Krone Neapels und Siciliens an: der heilige Ludwig stimmte mit ein; aber Urban IV. starb, ohne die Anfänge dieser Umwälzung zu sehen (1264).

Drei Päbste also verschwendeten vergeblich ihr Leben an Manfreds Verfolgung. Ein Languedoker, ein Unterthan Karls von Anjou, endigte das, was die andern unternommen, und hatte die Ehre, seinen Herrn als Vasallen zu haben. Dieser Graf von An-

jou, Karl, besaß bereits die Provence durch seine Vermählung und einen Theil von Languedok. Seine Macht vermehrte indeß besonders die Unterwerfung der Stadt Marseille. Er bekleidete außerdem eine Würde, welche einen klugen Mann zu Ansehen bringen konnte. Er war einziger Senator von Rom; denn die Römer vertheidigten immer ihre Freiheit gegen die Päbste; seit hundert Jahren hatten sie die Würde eines einzigen Senatoren erhalten, welche die Rechte der alten Tribunen wieder ins Daseyn rief (1265). Der Senator stand an der Spitze der Stadtverwaltung, und die Päbste, die so freiwillig Kronen verschenkten, konnten den Römern keine Abgabe auflegen; sie waren das, was ein Wähler in Kölln ist. Klemens gab seinem alten Herrn nur unter der Bedingung die Belehnung, daß er nach drei Jahren dieser Würde entsage, dreitausend Unzen Goldes für die Lehnbarkeit des Königreichs Neapel jährlich dem römischen Stuhle bezahle, und daß er, wenn die Bezahlung länger als zwei Monate aufgeschoben würde, in den Bann käme. Karl unterschrieb leicht diese und alle andern Bedingungen; der Pabst erlaubte ihm von den Kirchengütern in Frankreich den Zehnten zu erheben. Er reiste mit Geld und Truppen ab, ließ sich zu Rom krönen, lieferte in den Ebenen von Benevent Manfred eine Schlacht, und war glücklich genug, daß Manfred im Kampfe fiel (1266). Er benützte seinen Sieg auf eine harte Weise und war eben so grausam als sein Bruder, der heilige Ludwig, menschenfreundlich war. Der päbstliche Gesandte hinderte Manfreds Bestattung. Die Könige rächen sich nur an Lebendigen, die Kirche rächte sich an Lebendigen und Todten.

Der junge Konradin, der wahre Erbe des Königreiches Neapel, war in Deutschland, während das

Zwischenreich dasselbe zerstörte, und ihm Neapel entrissen wurde; seine Anhänger ermunterten ihn, das Erbe zu vertheidigen; er war erst funfzehn Jahre alt, sein Muth über seinem Alter. Er stellte sich mit dem Herzog von Oesterreich an die Spitze eines Heeres und behauptete seine Rechte. Die Römer waren für ihn, Konradin, der Gebannte, wurde zu Rom vom ganzen Volke unter jauchzendem Beifall aufgenommen, während der Pabst seiner Hauptstadt nicht zu nahen wagte.

Man kann sagen, daß von allen Kriegen dieses Jahrhunderts der, den Konradin führte, der gerechteste und unglücklichste war. Der Pabst ließ gegen ihn, wie gegen die Türken, einen Kreuzzug predigen. Der Jüngling wurde in Apulien geschlagen, und nebst seinem Vetter, Friedrich Herzog von Oesterreich, gefangen genommen. Karl von Anjou, der ihren Muth ehren sollte, ließ sie durch Rechtsgelehrte verurtheilen; der Spruch lautete: sie verdienen den Tod, weil sie die Waffen gegen die Kirche ergriffen. Beide Fürsten wurden zu Neapel öffentlich durch Henkershand hingerichtet.

Die glaubwürdigsten treuesten Geschichtschreiber dieser Zeit Guicciardini und de Thou berichten, Karl von Anjou habe dem Pabst Clemens IV., der früher in der Provence und damals sein Schutzherr war, um Rath gefragt, und der Priester im Seherton geantwortet: „Konradins Leben, Karls Tod; Konradins Tod, Karls Leben." Indeß brachten die Kammerdiener Karls zehn ganze Monate damit zu, für den Meuchelmord, den sie mit dem Schwerdt der Gerechtigkeit ausführen sollten, sich zu entscheiden. Erst nach Klemens IV. Tode ward das Urtheil vollstreckt.

Man kann nicht genug staunen, daß Ludwig IX., der nachher für einen Heiligen erklärt wurde, seinen Bruder über eine so barbarische, so schimpfliche und

so unkluge That nicht getadelt hat; er, den die Aegypter in weniger günstigen Umständen so edelmüthig geschont, er sollte mehr als ein anderer den überlegten Trotz seines Bruders verdammen.

Der Sieger, so unwürdig es zu seyn, erbitterte die Neapolitaner durch seine Erpressungen, statt sie zu schonen; seine Provençalen und er wurden ein Abscheu.

Es ist eine allgemeine Meinung, daß ein sicilischer Edelmann, Namens Johann von Procida, als Franciscaner verkleidet, die bekannte Verschwörung anzettelte, durch die alle Franzosen zur nämlichen Stunde am Ostertage beim Klang der Vesperglocke erwürgt werden sollten. Sicher ist, daß Johann von Procida alle Gemüther zu einer Umwälzung vorbereitete, daß er nach Konstantinopel und Aragonien ging, und daß Peter von Aragonien, Manfreds Eidam, sich mit dem griechischen Kaiser gegen Karl von Anjou verband: aber es ist nicht wahrscheinlich, daß man die Verschwörung der sicilianischen Vesper gerade anzettelte. Wurde ein Geheimbund gebildet, so mußte er vorzüglich in Neapel ausgeführt werden, und doch fiel hier kein Franzose. Malespina erzählt, ein Provençale, Namens Droguet, habe in Palermo am Vorabend des Ostertags, als das Volk in die Vesper ging, eine Frau geschändet; das Weib schrie, das Volk lief herbei, der Provençale wurde erschlagen (1282). Die erste Bewegung einer Privatrache belebte den allgemeinen Haß. Durch Johann von Procida und ihre Wuth aufgeregt, riefen die Sicilianer, man müsse die Feinde niedermetzeln: alles, was man von den Provençalen traf, fiel in Palermo: der nämliche Groll, der in allen Herzen glühte, brachte in der Folge auf der nämlichen Insel das nämliche Blutbad hervor; man sagt, schwangern

Frauen habe man den Bauch aufgeschnitten, um die halbgebildeten Kinder herauszureißen, und Mönche haben sogar ihre provençalischen Beichtkinder getödtet: nur Ein Edelmann, Namens Porcellets, soll entkommen seyn. Es ist indeß gewiß, daß der Befehlshaber von Messina mit seiner Besatzung sich von der Insel nach Neapel zurückzog.

So ward Konradins Blut gerächt, freilich nicht an dem, der es vergossen. Die sicilianische Vesper zog noch neues Unheil auf die Völker, die unter dem glücklichsten Himmel der Erde geboren, nur um so schimpflicher und elender waren. Es ist Zeit zu sehen, welch neues Unheil in dem nämlichen Jahrhundert die Kreuzzüge und die Religion hervorbrachten.

Zwei und sechzigstes Kapitel.

Der Kreuzzug gegen Languedok.

Die blutigen Zwiste des Kaiser- und Pabstthums, die Reichthümer der Klöster, der Mißbrauch, den so viele Bischöfe von ihrer weltlichen Gewalt machten, mußte spät oder bald die Gemüther empören und ihnen eine geheime Unabhängigkeit einflößen. Arnold von Brescia wagte die Völker bis gegen Rom hin zur Abschüttelung des Jochs aufzuregen. Man dachte in Europa viel über die Religion seit den Zeiten Karls des Großen, es ist gewiß, daß die Franken und Germanen damals nichts von Bildern, Reliquien und der Transsubstantiation wußten. In der Folge gab es einige, die kein Gesetz als das Evangelium wollten,

und fast die nämlichen Lehrsätze predigten, welche heut zu Tage die Protestanten befolgen. Man nannte sie Waldenser, weil es deren viele in den Thälern von Piemont gab; Albigenser, von der Stadt Albi, gute Leute, wegen der Regelmäßigkeit, die sie auszeichnete, endlich Manichäer, ein Name, den man damals allgemein den Ketzern gab. Mit Erstaunen sah man gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts Languedok ganz angefüllt. Im Jahr 1198 sandte der Pabst Innocenz III. zwei Mönche von Citeaux ab, um über die Ketzer zu entscheiden: „Wir befehlen," sagt er, „den Fürsten, Grafen und allen Herrn eurer Provinz, sie kräftig gegen die Ketzer mit der Macht zu unterstützen, welche sie zur Bestrafung der Sünder erhielten, damit, wenn Bruder Rainier den Bann gegen sie ausgesprochen, die Herrn ihre Güter einziehen, sie aus ihren Ländern verjagen, und sie um so strenger bestrafen, wenn sie zu widerstehen wagen. Wir haben nun Bruder Rainier Vollmacht gegeben, die Herren durch Bannsprüche und Interdikte dazu zu zwingen." Das war die erste Grundlage des Ketzergerichts.

Ein Abt von Citeaux erhielt sofort mit andern Mönchen den Auftrag, in Toulouse das zu thun, was der Bischof hier thun sollte. Dieses Verfahren erbitterte den Grafen von Foix und alle Fürsten des Landes, welche durch die Glaubensverbesserer schon verstimmt und gegen den römischen Hof eingenommen waren. Die Sekte bestand größtentheils aus einer Bürgerschaft, welche lange Sklaverei, aus der man nur mit Mühe sich befreien konnte, und noch mehr die Kreuzzüge in Armuth stürzten. Der Abt von Citeaux erschien mit dem Prunke eines Fürsten. Vergeblich wollte er als Apostel reden, das Volk rief ihm zu: „Laß deine Ueppigkeit, oder dein Predigen." Ein

Spanier, Bischof von Osma, ein trefflicher Mann, der damals zu Toulouse sich aufhielt, rieth den Ketzerrichtern, ihre prachtvollen Wagen zu entfernen, zu Fuße zu gehen, streng zu leben und die Albigenser nachzuahmen, um sie zu bekehren. Der heilige Dominikus, der diesen Bischof begleitete, gab mit ihm das Beispiel eines solchen apostolischen Lebens, und schien damals zu wünschen, man möchte keine andern Waffen gegen sie gebrauchen (1207). Aber Peter von Kastelnau, einer der Ketzerrichter, wurde angeklagt, er bediene sich der Waffen, die ihm eigenthümlich waren, wiegle insgeheim einige benachbarte Herren gegen den Grafen von Toulouse auf, und errege einen Bürgerkrieg. Der Ketzerrichter wurde erdolcht, der Verdacht fiel auf den Grafen von Toulouse.

Pabst Innocenz III. zauderte nicht, die Unterthanen des Grafen von Toulouse des Eides der Treue zu entbinden. So behandelte man die Enkel Raimonds von Toulouse, der zuerst der Christenheit in den Kreuzzügen diente.

Der Graf, welcher wußte, was manchmal eine Bulle vermöge, unterwarf sich der Genugthuung, die man von ihm forderte (1209). Einer der päbstlichen Botschafter, Milo, befahl ihm, nach Valenzia zu ihm zu kommen, sieben Schlösser, die er in der Provence besaß, auszuliefern, gegen seine eigenen Unterthanen, die Albigenser, das Kreuz zu nehmen, und eine beträchtliche Geldbuße zu erlegen. Der Graf gehorchte in allem. Er erschien vor dem Botschafter nackt bis an den Gürtel, baarfuß, die Schenkel entblößt, nur mit einfachen Unterhosen bekleidet an der Kirche des heiligen Aegidius. Ein Diakonus warf ihm einen Strick um den Hals, ein anderer geißelte ihn, während der Legat das Ende eines Seiles hielt, worauf man den Fürsten während des Mittagmahls des Lega=

ten, an dem Thor der Kirche knieen ließ. Man sah auf der einen Seite den Herzog von Burgund, den Grafen von Nevers, Simon, Grafen von Montfort, die Bischöfe von Sens, Autun, Nevers, Clermont, Lisieux, Baieux an der Spitze ihrer Truppen, und den unglücklichen Grafen von Toulouse in ihrer Mitte als Geißel. Auf der andern Seite Völker, welche in der Wuth ihrer Ueberzeugung glühten. Die Stadt Béziers wollte sich gegen die Kreuzfahrer halten, man erwürgte alle Einwohner, die sich in eine Kirche geflüchtet hatten, die Stadt wurde in Asche gelegt. Durch diesen Vorgang erschreckt, flehten die Bürger von Carcassone das Mitleid der Kreuzfahrer an: man ließ ihnen ihr Leben, gestattete ihnen, fast nackt, aus ihrer Stadt zu gehen und bemächtigte sich ihrer Habe. Dem Grafen Simon von Montfort gab man den Namen Makkabäer; er bemeisterte sich eines großen Theils des Landes, versicherte sich der Schlösser verdächtiger Herren, griff diejenigen an, welche sich ihm nicht ergaben, und verfolgte die Ketzer, die sich zu vertheidigen wagten. Die kirchlichen Schriftsteller erzählen selbst, Simon von Montfort habe einen Scheiterhaufen für die Unglücklichen angezündet, und 140 haben sich unter Absingung von Psalmen in die Flammen gestürzt. Der Jesuit Daniel, wenn er in seiner Geschichte Frankreichs von diesen Unglücklichen spricht, nennt sie ehrlos, des Abscheus würdig. Es ist klar, daß Menschen, welche so zum Märtyrerthume eilen, nicht ehrlos sind; und gewiß ist nichts des Abscheus würdig als die Barbarei, mit der sie behandelt wurden, und nichts so ehrlos als Daniels Worte. Man kann nur die Verblendung dieser Unglücklichen beklagen, welche glaubten, Gott werde sie belohnen, wenn sie sich von Mönchen verbrennen lassen.

Der Geist der Gerechtigkeit und der Vernunft, der

seither in dem öffentlichen Rechte Europas herrscht, hat endlich gezeigt, daß nichts ungerechter ist, als der Krieg gegen die Albigenser. Man griff nicht Völker an, die sich gegen ihren Fürsten empörten, es war der Fürst selbst, den man angriff, um ihn zu zwingen, seine Völker zu vernichten. Was würde man heut zu Tage sagen, wenn einige Bischöfe den Churfürsten von Sachsen, oder den Churfürsten von der Pfalz unter dem Vorwande belagerten, daß die Unterthanen dieser Fürsten ungestraft andere Religionsgebräuche hegen, als die Unterthanen dieser Bischöfe?

Durch die Entvölkerung Languedoks wurde der Graf von Toulouse beraubt. Er hatte sich nur durch Unterhandlungen vertheidigt (1210). Er besuchte wieder in der Kirche des heiligen Aegidius die Gesandten und Aebte, die an der Spitze dieses Kreuzzuges waren, und weinte vor ihnen; man antwortete ihm, er weine aus Zorn. Der Botschafter ließ ihm die Wahl, entweder an Simon von Montfort alles, was dieser Graf an sich gerissen, abzutreten, oder in den Bann zu kommen. Der Graf von Toulouse hatte wenigstens den Muth, den Bann zu wählen. Er flüchtete sich zu seinem Schwager Peter II., König von Arragonien, der seine Vertheidigung übernahm und fast eben so viel über den Befehlshaber der Kreuzfahrer zu klagen hatte, als der Graf von Toulouse.

Inzwischen der glühende Wunsch, Ablaß und Reichthümer zu erhalten, vervielfachte die Kreuzfahrer. Die Bischöfe von Paris, Lisieux und Baieux belagerten Lavaur: man machte hier achtzig Ritter mit dem Herrn der Stadt zu Gefangenen, die man alle zum Strange verdammte, aber da der Galgen abgebrochen war, überließ man die Gefangenen den Kreuzfahrern, welche sie niedermetzelten (1211). Man warf die Schwester des Herrn von Lavaur in einen Brun=

nen und verbrannte rings um den Brunnen 300 Einwohner, die ihren Meinungen nicht entsagen wollten.

Ludwig, der bald hernach Ludwig VIII. wurde, verband sich wirklich mit den Kreuzfahrern, um die Beute zu theilen, aber Simon von Montfort entfernte bald einen Genossen, der sein Meister geworden wäre. Es war der Vortheil der Päbste, diese Länder Montfort zu geben und der Plan dazu war so gut angelegt, daß der König von Arragonien durch seine Vermittlung nicht die geringste Gunstbezeugung erhalten konnte. Es schien, daß er nur die Waffen ergriff, weil er der Verbindlichkeit sich nicht entledigen konnte.

(1213.) Die Schlacht, die er bei Toulouse den Kreuzfahrern lieferte, in der er erschlagen wurde, galt für eine der außerordentlichsten. Eine Menge Geschichtschreiber wiederholt, Simon von Montfort habe nur mit 800 Reitern und 1000 Fußgängern das Heer des Königs von Arragonien und des Grafen von Toulouse, welche Muret belagerten, angegriffen. Sie sagen, der König von Arragonien habe 100,000 Streiter gehabt, und nie sey eine Niederlage vollständiger gewesen. Sie sagen, Simon von Montfort, der Bischof von Toulouse, habe ihr Heer der heiligen Dreieinigkeit zu Ehren in drei Haufen getheilt.

Aber wenn man 100,000 Mann gegenüber hat, greift man sie mit 1800 in offenem Felde an, und theilt man eine so kleine Truppe in drei Haufen? Es ist ein Wunder, sagen einige Geschichtschreiber, aber Kriegsverständige, welche von solchen Abentheuern hören, erklären sie für Dummheiten. Mehrere Geschichtschreiber versichern, der heilige Dominikus habe an der Spitze der Truppen gestanden, ein Krucifix in der Hand und die Kreuzfahrer zum Blutbad ermuthigt. Das war nicht der Platz für einen Heiligen, und man muß gestehen, wenn Dominikus Bekenner

war, so war der Graf von Toulouse Märtyrer. Nach diesem Siege hielt der Pabst zu Rom eine allgemeine Versammlung. Der Graf von Toulouse erschien hier, um Gnade zu bitten. Man kann nicht entdecken, auf welchen Grund hin er die Zurückgabe seiner Staaten hoffte; er war glücklich genug, daß er nicht seine Freiheit verlor. Die Versammlung steigerte soweit das Mitleid, daß sie beschloß, ihm einen Ruhegehalt von 400 Mark Silbers zu gestatten.

Als Innocenz III. gestorben war, wurde Raimond von Toulouse nicht besser behandelt, er wurde in seiner Hauptstadt durch Simon von Montfort belagert: aber dieser Eroberer fand hier das Ziel seiner Siege und seines Lebens; ein Steinwurf tödtete ihn, der so viel Unheil stiftete und so großen Ruf gewann.

Er hatte einen Sohn, dem der Pabst alle Rechte des Vaters gab, aber der Pabst konnte ihm nicht den nämlichen Ruf geben. Der Kreuzzug gegen Languedok schritt langsam voran. Der Sohn des alten Raimond, der seinem Vater nachgefolgt war, wurde wie er mit dem Bann belegt. Da ließ Ludwig VIII., König von Frankreich, alle Länder, die Montfort nicht behaupten konnte, sich abtreten; aber der Tod hielt Ludwig VIII. mitten in seinen Eroberungen auf.

Die Herrschaft des heiligen Ludwig, des neunten dieses Namens, begann unglücklicherweise mit diesem schauderhaften Kreuzzuge gegen Christen, seine Vasallen. Nicht durch Kreuzzüge sollte dieser Herrscher sich mit Ruhm bedecken. Die Königin Blanka von Kastilien, seine Mutter, ein dem Pabst ergebenes Weib, eine Spanierin, die bei dem Namen eines Ketzers knirschte, und Vormünderin eines Mündels war, dem der Raub der Unterdrückung zufallen sollte, gab ihre wenigen Streitkräfte einem Bruder Montforts, um die Plünderung Languedoks zu vollenden:

der junge Raimond vertheidigte sich. Man führte einen Krieg, wie in den Cevennen. Die Priester ließen keinem Languedoker das Leben, und sie schonten keinen Priester. Jeder Gefangene wurde während zweier Jahre getödtet und jeder eroberte Platz in Asche gelegt.

Endlich machte die Regentin Blanka, die andere Feinde hatte, und der junge Raimond, der Metzeleien müde und durch Verluste erschöpft, zu Paris Frieden. Ein Kardinal von S. Angelo war der Vermittler. Das sind die Bedingungen, die er gab und erfüllte: Der Graf von Toulouse sollte zehntausend Mark den Kirchen von Languedok in die Hände eines Einnehmers des genannten Kardinals bezahlen, zweitausend den Mönchen von Citeaux, die unermeßlich reich waren, fünfhundert den noch reichern von Clairvaux, und funfzehnhundert andern Abteien; er sollte fünf Jahre lang die Sarazenen und Türken bekriegen, die gewiß Raimond nicht bekriegt hatten. Er überließ dem Könige ohne Entgeld alle Staaten diesseits der Rhone; denn was er jenseits besaß, gehörte dem Reich. Er unterzeichnete seine Beraubung, der zu lieb der Kardinal S. Angelo und ein Botschafter die Erklärung gab, er sey nicht nur ein guter Katholik, sondern sey es auch immer gewesen. Man führte ihn, blos der Förmlichkeit halber, im Hemd und baarfuß vor den Altar der Kirche Notre Dame zu Paris: hier bat er die Jungfrau um Verzeihung, er bat offenbar in der Tiefe seines Herzens um Verzeihung, daß er einen so ehrlosen Vertrag unterzeichnete.

Rom vergaß sich bei der Theilung der Beute nicht. Der junge Raimond, um Verzeihung für seine Sünden zu erhalten, trat dem Pabst auf immer die Grafschaft Venaissin, jenseits der Rhone, ab. Allein die Schenkung war nach allen Gesetzen des Reiches

nichtig. Die Grafschaft war ein kaiserliches Lehen und es war nicht erlaubt, ohne Zustimmung des Kaisers und der Reichsstände sein Lehen der Kirche zu schenken; allein wo sind Besitzungen, die man sich nur gesetzlich aneignen könnte? Bald nach dieser Abnahme gab Kaiser Friedrich II. dem Grafen von Toulouse das kleine Gebiet von Avignon zurück, das der Pabst ihm entrissen hatte; er übte als Oberherr und vorzüglich als beleidigter Oberherr Gerechtigkeit. Aber da in der Folge der heilige Ludwig und sein Sohn, Philipp der Kühne, sich in den Besitz der Staaten der Grafen von Toulouse gesetzt, gab Philipp den Päbsten die Grafschaft Venaissin zurück, die sie immer durch die Freigebigkeiten der französischen Könige behielten. Die Stadt und das Gebiet von Avignon waren nicht mit einbegriffen; sie kam an das französische Geschlecht von Anjou, das in Neapel regierte und bis auf die Zeit dabei blieb, wo die unglückliche Königin von Neapel Avignon um 80,000 Gulden, die nie bezahlt wurden, abtreten mußte. So waren im Allgemeinen die Eigenthumsrechte, so unser öffentliches Recht.

Nur die Begierde, fremdes Gut an sich zu reißen, rief sie hervor, wie auch das Ketzergericht. Die neue Geißel, bei allen Religionen der Welt früher unbekannt, erhielt zuerst unter dem Pabst Innocenz III. ihre Gestalt. Sie wurde im Jahr 1229 unter dem heiligen Ludwig in Frankreich eingeführt. Eine Kirchenversammlung zu Toulouse fing in diesem Jahre an, den Laien die Lesung der heiligen Schriften des alten und neuen Bundes zu verbieten. Das hieß das Menschengeschlecht höhnen, wenn man ihm zu sagen wagte, wir wollen, daß ihr einen Glauben habet, aber wir wollen nicht, daß ihr das Buch leset, auf dem dieser Glaube ruht. In dieser Versammlung ließ

man die Werke des Aristoteles verbrennen, zwei oder drei Abschriften nämlich, die man in den ersten Kreuzzügen aus Konstantinopel gebracht hatte, Bücher, welche Niemand verstand, auf die, wie man sich einbildete, die Ketzerei der Languedoker sich gründete. Nachherige Versammlungen haben den Aristoteles den Kirchenvätern fast gleichgestellt; so wechseln in dem ungeheuern Gemälde der menschlichen Thorheit die Ansichten der Gottesgelehrten, der Wahnglaube der Völker und die Schwärmerei unaufhörlich, nur bleiben sie sich immer darin gleich, daß sie die Erde in viehische Dummheit und Elend stürzten, bis einige Akademien, einige aufgeklärte Gesellschaften unsere Zeitgenossen über so viele barbarische Zeitalter erröthen machten. Aber das war ganz schlimm, daß der König die Schwäche hatte, zu erlauben, daß in seinem Reiche ein Oberketzerrichter, von dem Pabst ernannt, sich aufhalte. Es war dieß der Franziskaner Robert, der diese neue Gewalt zuerst in Toulouse und hernach in andern Provinzen ausübte. Wenn dieser Robert ein Schwärmer gewesen wäre, so hätte wenigstens der Schein von Eifer in seinem Amte seine Wuth in den Augen der Einfältigen entschuldigt, aber er war ein Abtrünniger, der ein lüderliches Weibsbild mit sich führte, und um sein Amt ganz schauderhaft zu machen, dieses Weibsbild war selbst ketzerisch.

Der heilige Ludwig hatte das Unglück, ihm zu gestatten, sein Amt als Ketzerrichter zu Paris, in der Champagne, in Burgund und in Flandern auszuüben. Er beredete den König, es bestehe eine neue Secte, die heimlich die Provinzen anstecke. Das Ungeheuer ließ auf diesen Vorwand jeden verbrennen, der ohne Vermögen und verdächtig von seinen Verfolgungen sich nicht loskaufen wollte. Er wurde endlich entlarvt: seine Ungerechtigkeiten und Ehrlosigkei-

ten bekannt, aber das, was erbittert, ist seine Verurtheilung zu ewiger Gefangenschaft, und was noch mehr erbittern könnte, ist, daß der Jesuit Daniel in seiner Geschichte von Frankreich dieses Menschen nicht erwähnt.

So begann also das Ketzergericht in Europa: es verdiente keine andere Wiege. Es ist klar, daß es der letzte Grad viehischer unsinniger Barbarei ist, durch Angeber und Henker die Religion eines Gottes, den Henker ans Kreuz schlugen, zu handhaben. Es ist fast eben so widersprechend, als die Schätze der Völker und Könige im Namen des Gottes, der in der Armuth geboren war und lebte, an sich zu ziehen. Ein Abschnitt wird zeigen, was das Ketzergericht in Spanien und sonst war, und wie weit die Barbarei und Raubsucht einiger Menschen die andern mißbraucht hat.

Drei und sechzigstes Kapitel.

Lage Europas im dreizehnten Jahrhundert.

Wir haben gesehen, daß die Kreuzzüge Europa an Menschen und Geld erschöpften, ohne es zu bilden. Deutschland war seit Friedrichs II. Tode völlig gesetzlos; alle Herren bemächtigten sich um die Wette der öffentlichen Einkünfte des Reichs; so daß Rudolph von Habsburg, als er gewählt wurde (1273) nichts

erhielt, als Soldaten, um Oesterreich Ottokar zu entreißen, das er dem Hause Baiern geraubt hatte.

Während des Zwischenreiches, das der Wahl Rudolphs voranging, befreiten sich Dänemark, Polen und Ungarn gänzlich von den leichten Abgaben, die sie an die Kaiser bezahlten, als diese die mächtigsten waren.

Um diese Zeit gründeten mehrere Städte ihre Stadtverfassung, die noch dauert. Sie verbanden sich unter einander, um sich gegen die Angriffe der Herren zu schützen. Die Hansestädte Lübeck, Kölln, Braunschweig, Danzig, an die sich mit der Zeit 24 andere anschlossen, bildeten einen Handelsstaat, der in mehrere Staaten abgetheilt war. Die Austragsrichter wurden aufgestellt: es sind dieß Richter über Verträge zwischen den Herren und den Städten; sie vertraten die Stelle der Gerichtshöfe und Gesetze, die in Deutschland gebrachen.

Italien gestaltete sich vor Rudolph von Habsburg neu, und unter seiner Regierung wurden viele Städte frei. Er bestätigte diese Freiheit gegen Geldbezahlung; es schien damals, Italien könne für immer von Deutschland losgetrennt werden.

Alle deutschen Herren wollten, um desto mächtiger zu seyn, einstimmig einen schwachen Kaiser. Die vier Fürsten und drei Erzbischöfe, welche allmählig sich allein das wahre Recht zugeeignet hatten, erwählten, im Einklange mit einigen andern Fürsten, Rudolph von Habsburg zum Kaiser, weil er ohne bedeutende Macht war. Es war dieß ein Schweizerherr, der sich wie einer jener Häuptlinge, welche die Italiener Kondottieri nennen, furchtbar machte, früher Kriegsvogt des Abts von St. Gallen gegen den Bischof von Basel, in einem kleinen Krieg, für etliche Tonnen Weins. Er hatte auch der Stadt Strasburg geholfen. Sein

Glück stand so wenig in Verhältniß mit seinem Muth, daß er eine Zeitlang Oberkellnermeister bei dem nämlichen Ottokar, König von Böhmen, war, der, nachher den Lehenseid ihm zu schwören gedrungen, antwortete, „er sey ihm nichts schuldig, er habe ihm seinen Lohn bezahlt." Die deutschen Fürsten sahen damals nicht voraus, daß der nämliche Rudolph der Gründer eines Hauses würde, das lange Zeit das blühendste in Europa wäre, und einigemal auf dem Punkt stand, die Macht Karls des Großen zu gewinnen. Am Ende des dreizehnten Jahrhunderts und im Anfang des vierzehnten hatte das Reich noch keinen Einfluß auf Europa.

Frankreich wäre unter einem Herrscher, wie der heilige Ludwig war, glücklich gewesen, ohne das unseelige Vorurtheil mit den Kreuzzügen, das sein Unglück verursachte und ihn in den Wüsten Afrikas tödtete. Man sieht aus der großen Anzahl Schiffe, die für seine unheilvolle Meerfahrt ausgerüstet wurden, daß Frankreich leicht einen bedeutenden Seehandel hätte gründen können. Die Verordnungen des heiligen Ludwig für den Handel, seine neuen Sicherheitsgesetze in Paris, seine pragmatische Sanction, welche die Ordnung der gallicanischen Kirche sicherte, seine vier großen Gerichtshöfe für Entscheidungen über seine Vasallen, der Ursprung des Parlaments in Paris, seine Treue bei der Münze, alles bezeugt, daß Frankreich damals hätte blühen können. — Was England betrifft, so war es unter Eduard I. so glücklich als die Sitten der Zeit es gestatten konnten. Wallis war mit ihm vereinigt, es bezwang Schottland, das aus der Hand Eduards einen König erhielt. Die Engländer hatten eigentlich die Normandie und Anjou nicht mehr, aber sie besaßen ganz Guienne. Wenn Eduard I. nur einen kurzen vorübergehenden Krieg mit Frankreich

hatte, so muß man es den Hindernissen zuschreiben, die er immer zu Haus fand, sey es, daß er Schottland unterwarf, oder am Ende seiner Regierung verlor.

Wir werden einen besondern ausgedehnteren Abschnitt Spanien geben, das lange Zeit die Beute der Sarazenen war, es ist hier noch ein Wort über Rom zu sagen.

Das Pabstthum war gegen das dreizehnte Jahrhundert in dem nämlichen Zustande, in dem es so lange gewesen war Die Päbste in Rom nicht ganz fest, hatten in Italien eine wankende Gewalt und waren kaum über einige Plätze in dem Erbgut des heiligen Petrus und in Umbrien Meister, verschenkten jedoch beständig Königreiche und entschieden über Könige.

Im Jahre 1289 entschied der Pabst Nikolaus feierlich zu Rom über die Zwistigkeiten des Königs von Portugal und seiner Geistlichkeit. Wir sahen, daß im Jahre 1283 der Pabst Martin VI. den König von Arragonien absetzte, und seine Staaten dem König von Frankreich schenkte, der freilich die päbstliche Bulle nicht ausführen konnte. Bonifazius VIII. gab Sardinien und Korsika einem andern Könige von Arragonien, Jakob, mit dem Beinamen des Gerechten.

Als gegen das Jahr 1300 die Nachfolge im Königreiche Schottland strittig war, versäumte der Pabst Bonifazius VIII. nicht, an Eduard zu schreiben: „Du mußt wissen, daß es mir zukömmt, Schottland an einen König zu geben, das immer und noch mit vollem Rechte der römischen Kirche gehört; wenn Du einige Rechtsansprüche darauf machst, so schicke Deine Sachwalter und ich werde Dir Gerechtigkeit geben, denn ich behalte mir diese Sache vor.“

Als gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts einige Fürsten Adolph von Nassau, Nachfolger des

ersten Fürsten aus dem Hause Oesterreich, Rudolphs Sohn absetzten, unterschoben sie eine päbstliche Bulle, um Nassau abzusetzen. Sie legten dem Pabst ihre eigene Gewalt bei. Der nämliche Bonifazius schrieb, als er die Wahl Alberts vernahm, an die Wähler: „Wir gebieten Euch, bekannt zu machen, Albert, der sich König der Römer nenne, müsse vor uns erscheinen, damit er sich in unserer Gegenwart wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät und des verdienten Bannspruchs reinige.“

Man weiß, daß Albert von Oesterreich, statt zu erscheinen, Nassau besiegte, in der Schlacht bei Speyer tödtete, und daß Bonifazius, nachdem er Bannstrahlen gegen ihn geschleudert, als er gegen Philipp den Schönen seiner bedurfte, ihn mit Segnungen überhäufte (1303): damals kam er durch seine Machtvollkommenheit der unregelmäßigen Wahl Alberts zu Hülfe und gab ihm in seiner Bulle Frankreich, das, wie er sagte, rechtlich den Kaisern gehöre. So wechselt der Vortheil seine Maßregeln, und gebraucht Heiliges und Unheiliges für seine Zwecke.

Andere gekrönte Häupter unterwarfen sich gleichfalls der päbstlichen Gerichtsbarkeit: Maria, die Gattin Karls des Hinkenden, Königs von Neapel, die Ansprüche auf das Königreich Ungarn hatte, ließ ihre Sache vor dem Pabst und seinen Kardinälen führen; und der Pabst erkannte ihr das Königreich zu, weil der andere Theil ausblieb. Es fehlte nur dem Spruch an einem Heere.

Als im Jahre 1329 Christoph, König von Dänemark, durch den Adel und die Geistlichkeit abgesetzt wurde, bat Magnus, König von Schweden, den Pabst um Schonen und einige andere Landschaften. „Das Königreich Dänemark,“ sagte er in seinem

Briefe, „hängt, wie Du wohl weißt, Hochheiliger Vater, von der Kirche ab, der es Abgaben bezahlt, und nicht vom Reiche.“ Der Pabst, an den der schwedische König seine Bitte richtete, und dessen zeitliche Gerichtsbarkeit über alle Könige der Erde er anerkannte, war Jakob Fournier, Benedikt XII, der in Avignon seinen Sitz hatte: doch der Name ist gleichgültig; es handelt sich nur um den Beweis, daß jeder Fürst, der ein Gut an sich reißen oder wieder erlangen wollte, sich an den Pabst, wie an seinen Gebieter wendete. Benedikt ergriff die Partei des dänischen Königs und antwortete: er werde diesem Fürsten nicht eher Gerechtigkeit widerfahren lassen, als bis er nach altem Gebrauch vor ihm erschienen wäre.

Frankreich, wie wir sahen, hatte vor Bonifazius VIII. nicht die nämliche Ehrerbietigkeit. Uebrigens ist hinlänglich bekannt, daß dieser Pabst das Jubiläum anordnete und eine zweite Krone der päbstlichen Mütze beifügte, um die beiden Gewalten anzudeuten. Johann XXII. setzte noch eine dritte hinzu, aber Johann ließ nicht mehr zwei entblößte Schwerdter vor sich hertragen, wie Bonifazius, wenn er den Ablaß ertheilte.

Im dreizehnten Jahrhundert ging man von der wilden Unwissenheit zur scholastischen über. Albert, mit dem Beinamen der Große, entwickelte die Elemente des Warmen, Kalten, Trockenen und Feuchten; er trug auch die Staatskunst nach den Regeln der Sterndeutung und dem Einflusse der Gestirne vor und die Sittenlehre nach den Denkgesetzen des Aristoteles.

Oft verdankt man die weisesten Einrichtungen der Verblendung und der Schwachheit. Es gibt in der Kirche keine edlere, prachtvollere Feierlichkeit als das heilige Sakrament; keines ist fähiger, den Völkern Frömmigkeit einzuhauchen; das Alterthum hatte nicht

leicht etwas, das glänzender eingerichtet gewesen wäre. Indeß wer war die Ursache dieser Feierlichkeit? Eine Nonne von Liege, Namens Moncornillon, die sich einbildete, sie erblicke jede Nacht am Mond ein Loch: sie hatte in der Folge eine Offenbarung, die ihr kund gab, daß der Mond die Kirche bedeute, und das Loch ein fehlendes Fest, ein Mönch, Namens Johann, bestellte mit ihr den Dienst des heiligen Sakraments. Das Fest wurde zu Liege eingeführt und Urban IV. nahm es für die ganze Kirche auf. Im zwölften Jahrhundert bildeten die schwarzen und weißen Mönche zwei große Parteien, welche die Städte theilten, fast wie im römischen Reich die blaue und grüne. In der Folge, als im dreizehnten Jahrhundert die Bettelmönche zu Ansehen gelangten, vereinigten sich die schwarzen und weißen gegen die neuen Aufkömmlinge, bis sich endlich die Hälfte Europas gegen sie insgesammt empörte. Die Beschäftigungen der Scholastiker waren damals und sind noch bis auf den heutigen Tag abgeschmackte Lehrgebäude, so daß, wenn man sie den Völkern von Trapobane aufbürden wollte, man glauben möchte, es sey eine Verläumdung. Man fragte, ob Gott das ganze Reich der Dinge schaffen und erhalten könne, ohne daß es Dinge gebe; ob Gott in einem Beiwort seyn; ob er die Macht der Schöpfung mittheilen, das Geschehene ungeschehen, ein Weib in eine Jungfrau verwandeln; ob jede göttliche Person eine beliebige Natur annehmen; ob Gott ein Rothkäfer und ein Kürbis werden könne; ob der Vater den Sohn durch die Vernunft oder den Willen, durch sein Wesen oder eine Eigenschaft, natürlich oder frei gezeugt? Und die Lehrer, die diese Fragen löſten, nannten sich die Großen, Scharfsinnigen, Himmlischen, Unwidersprechlichen, Feierlichen, Erleuchteten, Allseitigen, Tiefsinnigen.

Vier und sechzigstes Kapitel.

Spanien im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Als der Cid die Muselmänner am Ende des zwölften Jahrhunderts aus Toledo und Valenzia gejagt hatte, war Spanien in mehrere Herrschaften getheilt. Das Königreich Kastilien begriff beide Kastilien, Leon, Gallizien und Valenzia. Das Königreich Arragonien war damals mit Navarra vereinigt. Andalusien, ein Theil von Murcia und Granada gehörte den Mauren. Es gab Grafen von Barcellona, welche bei den Königen Arragoniens zu Lehen gingen. Der dritte Theil von Portugal war christlich.

Dieses Drittheil, das die Christen besaßen, war eine Grafschaft. Der Sohn eines Herzogs von Burgund, Sprößling Hugo Kapets, Graf Heinrich genannt, riß sie im Anfang des zwölften Jahrhunderts an sich.

Ein Kreuzzug hätte die Muselmänner leichter aus Spanien gejagt als aus Syrien; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die christlichen Fürsten Spaniens die gefährliche Hülfe verschmähten, und lieber selbst ihr Vaterland zerfleischen und den Mauren abringen, als durch die Kreuzfahrer verheert sehen wollten. Alfons I., König von Arragonien und Navarra, entriß den Mauren Saragossa, das die Hauptstadt Arragoniens wurde, und nie mehr in die Gewalt der Muselmänner zurückfiel.

(1137.) Der Sohn des Grafen Heinrich, den ich Alfons von Portugal nenne, um ihn von so vielen andern Königen desselben Namens zu unterscheiden, entriß den Mauren Lissabon, den besten Hafen Euro-

pas, und den Rest von Portugal, aber nicht Algarbien (1139). Er gewann mehrere Schlachten, und machte sich endlich zum König von Portugal.

Dieses Ereigniß ist sehr wichtig. Die Könige Kastiliens nannten sich damals noch die Kaiser der Spanier. Alfons, Graf eines Theils von Portugal, war ihr Vasall, so lange er eine geringe Macht besaß, aber sobald er durch Waffengewalt einer bedeutenden Provinz sich bemeistert hatte, machte er sich zum unabhängigen Herrn. Der König von Kastilien bekriegte ihn als einen aufrührerischen Vasallen, aber der neue König von Portugal unterwarf sich dem römischen Stuhl, wie die Normänner für das Königreich Neapel bei ihm zu Lehen gingen. Eugen III. schenkte die königliche Würde Alfons und seiner Nachkommenschaft für einen jährlichen Tribut von 2000 Pfund Gold (1147). Der Pabst Alexander III. bestätigte in der Folge die Schenkung für die nämliche Abgabe. Die Päbste verschenkten also wirklich Königreiche. Die Stände Portugals, die sich zu Lamego unter Alfons versammelten, um dem werdenden Königreiche Gesetze zu geben, begannen mit der Ablesung der Bulle Eugens III., welcher Alfons die Krone geschenkt: sie betrachteten sie also als das erste Recht ihrer Unabhängigkeit; wieder ein neuer Beweis für die Sitte und die Vorurtheile dieser Jahrhunderte. Kein neuer Fürst wagte sich, einen unbeschränkten Herrn zu nennen, oder konnte von den andern Fürsten ohne Erlaubniß des Pabstes anerkannt werden; die Grundlage der ganzen Geschichte des Mittelalters ist der Glaube der Päbste, sie seyen die Oberlehnsherrn aller Staaten, auch nicht Einen ausgenommen, Kraft ihrer vorgeblichen Nachfolge Jesu Christi; die deutschen Kaiser dagegen schienen zu glauben und ließen in ihrer Kanzlei erklären, die Königreiche Europas seyen nur Glieder ihres Reichs,

weil sie den Cäsaren nachfolgen. Die Spanier inzwischen bemächtigten sich wesentlicherer Rechte.

Noch einige Anstrengungen und die Muselmänner waren von dem Festlande verjagt; aber dazu war Eintracht nöthig und die Christen bekriegten sich fast immer. Bald ergriff Kastilien gegen Arragonien die Waffen, bald Navarra gegen Arragonien. Einigemal bekämpften die drei Provinzen sich auf einmal; und in jedem dieser Reiche gab es häufig innere Kriege. Drei arragonische Könige nach einander verbanden mit ihrem Gebiete den größten Theil Navarras, dessen Rest die Muselmänner inne hatten. Alfons I., der 1134 starb, war der letzte dieser Könige. Man kann auf den Zeitgeist und die schlechte Verwaltung aus dem letzten Willen des Königs schließen, der den Templern und den Rittern von Jerusalem seine Herrschaft überließ; das hieß testamentsmäßig Bürgerkriege befehlen. Zum Glück waren die Ritter nicht im Stande, das Testament zu vollziehen; die arragonischen Stände, immer frei, erwählten Don Ramiro, den Bruder des letzt verstorbenen Königes, zu ihrem Oberherrn, ungeachtet er seit vierzig Jahren Mönch und seit etlichen Jahren Bischof war. Man nannte ihn den Priesterkönig, und der Pabst Innocenz II. erlaubte ihm, sich zu vermählen.

(1134.) Unter diesen Stürmen wurde Navarra von Arragonien getrennt und ein eigenes Königreich, das nachher durch Heirath an den Grafen von Champagne kam, sofort an Philipp den Schönen und an das Haus Frankreich, in der Folge an das Haus Foix und Albret und endlich von dem spanischen Reiche verschlungen wurde.

(1158.) Während dieser Spaltungen behaupteten sich die Mauren: sie eroberten Valenzia wieder. Ihre Einfälle gaben dem Orden von Calatrava das Daseyn.

Mönche von Citeaux, mächtig genug, um die Kosten der Belagerung der Stadt Calatrava zu tragen, bewaffneten ihre Klosterbrüder nebst einigen Schildträgern, die mit dem Scapulier fochten. Bald erhob sich dieser Orden, der heutzutage weder fromm noch kriegerisch ist, in dem man heirathen kann, und der nur in dem Genuß einiger Comthureien in Spanien besteht.

Die Zwiste der Christen dauerten immer fort, und die Muselmänner benutzten sie manchmal. Gegen das Jahr 1197 war ein König von Navarra, Don Sancho, von den Kastilianern und Arragoniern verfolgt, genöthigt nach Afrika zu gehen, um die Hülfe des maroccanischen Herrschers anzuflehen, aber das, was eine Umwälzung hervorbringen sollte, hatte keine Folgen.

Als früher ganz Spanien unter dem Könige Don Rodrigo, einem vielleicht unenthaltsamen, aber tapfern Fürsten vereinigt war, wurde es in weniger als zwei Jahren unterjocht und jetzt, da es in so viele eifersüchtige Herrschaften getheilt war, konnten weder die Herrscher Afrikas noch der maurische König Andalusiens Eroberungen machen. Die Spanier waren nämlich kriegerischer, das Land mit Festungen bedeckt, man vereinigte sich in den größten Gefahren, und die Mauren waren nicht klüger als die Christen.

(1200.) Endlich verbanden sich alle Christen Spaniens, um den Streitkräften Afrikas, die auf sie stürzten, zu widerstehen.

Der maroccanische Herrscher Mohammed Ben Joseph setzte nach dem Bericht der Geschichtschreiber mit 100,000 Mann über das Meer; man muß immer von der Kriegerzahl viel abziehen von der, die sie ins Feld schicken von der, die sie tödten, den Schätzen, die sie zur Schau stellen, und den Wundern, die sie erzählen. Endlich entschloß sich der maroccanische Kaiser, durch

die Mauren Andalusiens noch verstärkt, Spanien zu erobern. Das Gerücht der großen Rüstung hatte einige französische Ritter aufgeregt. Die Könige Kastiliens, Arragoniens und Navarras vereinigten sich für die Gefahr. Portugal lieferte Truppen (1212). Beide große Heere begegneten sich in den Engpässen von Sierra Morena, an der Gränze Andalusiens und der Landschaft Toledo. Der Erzbischof von Toledo war auf der Seite des kastilischen Königs, Alfons des Edlen, und trug das Kreuz an der Spitze der Heerhaufen. Der maroccanische Kaiser hielt das Schwerdt in der einen Hand und den Koran in der andern. Die Christen siegten. Dieser Tag wird noch alle Jahre zu Toledo den sechzehnten Juli gefeiert: aber der Sieg war mehr glänzend als vortheilhaft. Die Mauren in Andalusien verstärkten sich durch die Trümmer des afrikanischen Heeres, und das christliche zerstreute sich bald.

Fast alle Ritter kehrten in dieser Zeit nach einer Schlacht nach Hause zurück. Man wußte sich zu schlagen, aber nicht Krieg zu führen, und die Mauren verstanden noch weniger diese Kunst als die Spanier; weder Christen noch Muselmänner hatten stehende Heere.

Spanien, fünf Jahrhunderte lang mit seinen eigenen Leiden beschäftigt, mischte sich erst zur Zeit der Albigenser in die Angelegenheiten Europas. Wir haben gesehen, wie der arragonische König Peter II. seinen Vasallen von Languedok und dem Lande Foix, die man unter dem Vorwande der Religion drückte, zu Hülfe kommen mußte, und wie er fiel im Kampfe gegen Montfort, den Berauber seines Sohnes, den Eroberer Languedoks. Seine Witwe, Maria von Montpellier, die sich nach Rom zurückzog, führte die Sache dieses Sohnes vor Pabst Innocenz III. und bat ihn, sein Ansehen zu gebrauchen, um ihm seine Frei-

heit wieder zu verschaffen. Es gab hiezu für den römischen Hof sehr edle Beweggründe. Der Pabst befahl Simon von Montfort, den Arragoniern den Jüngling zurückzugeben, und Montfort gab ihn zurück. Wenn die Päbste immer so ihr Ansehen gebraucht hätten, wären sie die Gesetzgeber Europas geworden. Der nämliche König Jakob ist der erste der arragonischen Könige, dem die Stände den Eid der Treue leisteten. Er entriß den Mauren die Insel Majorca (1238), und verjagte sie aus dem schönen Königreiche Valenzia, dem Lieblingslande der Natur, wo sie kräftige Menschen bildet und ihnen alles gewährt, was ihren Sinnen zu schmeicheln vermag. Ich weiß nicht, wie so viele Geschichtschreiber sagen können, die Stadt Valenzia habe nur 1000 Schritte im Umfang, und mehr als 50,000 Muselmänner seyen daraus hervorgegangen: wie konnte eine so kleine Stadt so viele Leute fassen? Diese Zeit zeichnete sich durch den Ruhm Spaniens und die Vertreibung der Mauren aus. Der König Kastiliens und Leons, Ferdinand III., entriß ihnen die berühmte Stadt Cordova, den Sitz ihrer ersten Könige, viel stärker als Valenzia, in der sie eine stolze Moschee und viele prächtige Paläste erbaut hatten. Ferdinand, der Dritte des Namens, bezwang außerdem die Muselmänner in Murcia. Dieß ist ein kleines, aber fruchtbares Land, in dem die Mauren viel Seide sammelten, aus der sie kostbare Stoffe verfertigten (1248). Endlich nach 16monatlicher Belagerung eroberte er Sevilla, die reichste Stadt der Mauren, die ihnen nie mehr unterthan wurde. Sein Tod steckte seinen Siegen ein Ziel (1252). Wenn die Vergötterung denen gebührt, die ihr Vaterland befreiten, verehrt Spanien mit eben so viel Recht Ferdinand, als Frankreich den heiligen Ludwig anruft. Er gab, wie der französische König, weise Gesetze, und führte wie er, neue Gerichte ein. Ihm ver-

dankt man die Einrichtung des königlichen Rathes von Kastilien, der seitdem immer bestand.

(1252.) Er hatte zu seinem Diener einen Ximenes, Erzbischof von Toledo, ein glücklicher Name für Spanien, der jedoch nichts mit dem andern Ximenes gemein hatte, der in späterer Zeit Kastiliens Regent war.

Kastilien und Arragonien waren damals Reiche: aber man darf nicht glauben, daß ihre Gebieter unbeschränkt waren; keiner war es in Europa. Die Herren engten in Spanien mehr als anderswo die königliche Gewalt in schmale Gränzen ein. Die Arragonier erinnern sich noch an die Formel bei der Weihung ihrer Könige. Der Oberrichter des Reiches sprach im Namen der Stände die Worte: „Wir, die eben so viel sind, als Du, und mehr vermögen, als Du, Wir machen Dich zu unserem König, wenn Du unsere Gesetze bewahrst, wenn nicht, nicht."

Der Oberrichter behauptete, es seye keine leere Förmlichkeit, und er habe das Recht, den König vor den Ständen anzuklagen, und beim Gericht den Vorsitz zu führen: doch kenne ich kein Beispiel, daß das Vorrecht in Anwendung gekommen wäre. Kastilien hatte wohl nicht weniger Rechte, und die Stände beschränkten die Staatsgewalt. Man darf glauben, daß in Ländern, wo es so viele Herren gab, für die Könige die Bezwingung ihrer Unterthanen eben so schwierig war, als die Vertreibung der Mauren.

Alfons X., mit dem Beinamen der Sterndeuter oder der Weise, ein Sohn des heiligen Ferdinand, gab davon den Beweis. Man hat von ihm gesagt, er habe über seinen Forschungen am Himmel die Erde verloren. Dieser abgedroschene Gedanke wäre zu billigen, wenn Alfons über der Wissenschaft seine Geschäfte versäumt hätte, aber das that er nie. Der nämliche Geist, der einen großen Weltweisen aus ihm schuf, schuf auch

aus ihm einen trefflichen König. Mehrere Geschichtschreiber klagen ihn als Gottesleugner an, weil er sagte, wenn er im Rathe Gottes gesessen, so hätte er ihm gute Lehren über die Bewegung der Sterne gegeben. Sie bemerken nicht, daß der Scherz des weisen Fürsten nur dem ptolemäischen Systeme galt, dessen Widersprüche und unzureichende Beschaffenheit er fühlte. Er war der Nebenbuhler der Araber in den Wissenschaften, und die Hochschule, die sein Vater in Salamanca gründete, besaß keinen Mann, der ihm glich. Die alfonsischen Tafeln machen ihm noch heutzutage Ehre und den Fürsten Schande, die in ihrer Unwissenheit ein Verdienst finden. Aber man muß auch gestehen, daß sie durch die Araber gepflegt wurden.

Die Schwierigkeiten, in welche sein Reich verwickelt war, waren nicht eine Wirkung der Wissenschaften, die Alfons Ruhm begründeten, sondern eine Folge des übermäßigen Aufwands seines Vaters. Wie der heilige Ludwig durch seine Pilgerfahrten Frankreich erschöpfte, richtete der heilige Ferdinand für einige Zeit Kastilien durch seine Erwerbungen zu Grunde, die mehr kosteten als sie eintrugen.

Nach dem Tode des heiligen Ferdinand mußte sein Sohn dem eifersüchtigen Navarra und Arragonien widerstehen.

Troz der Hindernisse, in welche der philosophische König verwickelt war, wünschten ihn die Fürsten des Reiches zum Kaiser und wenn er es nicht wurde, wenn man statt seiner Rudolph von Habsburg erwählte, muß man dieß, wie es scheint, der Entfernung zuschreiben, welche Kastilien von Deutschland trennt. Alfons zeigte wenigstens durch seine Regierung Kastiliens, daß er die Reichskrone verdiene. Seine Gesezsammlung, die man las Partidas nennt, ist noch eine der Grundlagen der Rechtsgelehrsamkeit. Er sagt in diesen Gesezen

daß der Zwingherr den Baum entwurzelt, der weise Herrscher behaut.

(1283.) Er sah in seinem Alter seinen Sohn, Don Sancho III., sich gegen ihn empören, aber das Verbrechen des Sohnes beschimpft, wie ich glaube, den Vater nicht. Don Sancho war aus zweiter Ehe entsprossen, und forderte zur Lebzeit seines Vaters, daß man ihn, mit Ausschließung der Enkel erster Ehe, für den Erben erkläre: eine Versammlung Parteisüchtiger, die sich den Namen Stände gab, übertrug ihm sogar die Krone. Diese That ist ein neuer Beweis meiner Behauptung, daß es in Europa keine Gesetze gab, und daß fast alles nach dem Herkommen und der Laune entschieden wurde.

Alfons der Weise befand sich in der traurigen Nothwendigkeit, sich mit den Muselmännern gegen einen Sohn und aufrührerische Christen zu verbinden. Es war dieß nicht die erste Verbindung der Christen mit Muselmännern gegen andere Christen, aber gewiß die gerechteste.

Der maroccanische Kaiser von Alfons X. gerufen, setzte über das Meer: der Afrikaner und Kastilianer begegneten sich bei Zara auf der Gränze Granadas. Die Geschichte muß das Betragen und die Hülfe des maroccanischen Kaisers verewigen, er trat den Ehrenplatz dem kastilischen Könige ab: „Ich behandle Dich so," sagte er, „weil Du unglücklich bist und ich mich mit Dir vereinige, um die gemeinsame Sache aller Könige und aller Väter zu rächen." Alfons bekämpfte und überwältigte seinen Sohn (1283); ein weiterer Beweis, wie würdig er der Herrschaft war: aber er starb nach seinem Siege.

Der König von Marocco mußte in seine Staaten zurückkehren: Don Sancho, der unnatürliche Sohn

Alfons und der Räuber des Throns seiner Neffen, herrschte, und herrschte sogar glücklich.

Das portugiesische Reich befaßte damals Algarbien, das endlich den Mauren entrissen wurde. Das Wort Algarbien bezeichnet im Arabischen ein fruchtbares Land. Vergessen wir nicht, daß Alfons der Weise Portugal bei dieser Eroberung bedeutend unterstützte. Alles das deucht mir ein unwiderleglicher Beweis, daß Alfons nie die Stunden zu bereuen hatte, die er den Wissenschaften schenkte, wie Geschichtschreiber zu verstehen geben wollen, die, um sich den zweifelhaften Ruf der Staatsklugheit zu verschaffen, die Künste zu verachten vorgeben, welche sie ehren sollten.

Alfons der Weltweise hatte so wenig das Zeitliche vergessen, daß er sich von Pabst Gregor X. das Drittel gewisser Zehnten der Geistlichkeit von Leon und Kastilien geben ließ; ein Recht, das er auf seine Nachfolger vererbte.

Sein Haus wurde verwirrt, aber es behauptete sich immer gegen die Mauren (1303). Sein Enkel, Ferdinand IV. entriß ihnen Gibraltar, das damals nicht so schwer als heutzutage zu erobern war. Man nannte Ferdinand IV. Ferdinand den Geladenen, weil er, in einer Anwandlung von Zorn, wie man sagt, von der Höhe eines Felsen zwei Herren herabstürzen ließ, die, ehe sie herabgestürzt wurden, ihn innerhalb dreißig Tagen vor Gottes Gericht luden und er am Ende dieser Frist starb. Es wäre zu wünschen, daß die Erzählung wahr, oder wenigstens von denen geglaubt würde, die alles ungestraft zu thun hoffen. Er war der Vater des berüchtigten Peter des Grausamen, dessen übermäßige Strenge wir schildern werden, eines unversöhnlichen Fürsten, der die Menschen grausam bestrafte, ohne vor Gottes Gericht geladen zu werden.

Arragonien verstärkte seine Macht, und vergrößerte sie durch die Erwerbung Siciliens.

Die Päbste behaupteten aus zwei Gründen, über Arragonien verfügen zu können; erstlich weil sie es als ein Lehen der römischen Kirche betrachteten, zweitens weil Peter III., mit dem Beinamen der Große, dem man die sicilianische Vesper zur Last legte, in Bann gethan worden war, nicht weil er an dem Blutbade Antheil genommen, sondern weil er Sicilien nahm, das der Pabst ihm nicht geben wollte. Das Königreich Arragonien wurde also durch päbstlichen Spruch Karl von Valois übertragen, dem Enkel des heiligen Ludwig; aber die Bulle konnte nicht vollstreckt werden: das Haus Arragonien blieb blühend; und bald nachher bereicherten es die Päbste noch, die ihm den Untergang hatten bereiten wollen (1294). Bonifazius VIII. gab dem König von Arragonien, Jakob IV., mit dem Beinamen des Gerechten, Sardinien und Korsika, um es den Genuesern und Pisanern zu nehmen, die sich um diese Inseln stritten: ein neuer Beweis von der schwachsinnigen Plumpheit dieser barbarischen Zeiten.

Damals waren Kastilien und Frankreich Verbündete, weil sie Feinde Arragoniens waren: die Kastilianer und Franzosen vereinigten sich mit einander, als Reich mit dem Reich, Volk mit dem Volk, Einzelner mit dem Einzelnen.

Die Vorfälle in Frankreich zur Zeit Philipps des Schönen im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts müssen unsere Blicke auf sich ziehen.

Fünf und sechzigstes Kapitel.

Philipp der Schöne, König in Frankreich, und Bonifazius VIII.

Die Zeit Philipps des Schönen, der mit dem Jahre 1285 die Regierung antrat, ist wegen der Zulassung des dritten Standes zu den Volksversammlungen, wegen der Errichtung der Gerichtshöfe, Parlamente genannt, wegen der Einführung einer neuen Pairschaft zu Gunsten des Herzogs von Bretagne, wegen der Abschaffung der Zweikämpfe in bürgerlichen Streitigkeiten, wegen des Gesetzes, das auf männliche Erben das Leibgedinge beschränkte, für Frankreich ein Wendepunkt. Wir werden uns zunächst mit zwei andern Gegenständen beschäftigen, mit dem Zwiste Philipps des Schönen und des Pabstes Bonifazius VIII. und mit der Vernichtung des Templerordens.

Wir haben bereits gesehen, daß Bonifazius aus dem Hause der Cajetane, ein Mann, wie Gregor VII. war, nur noch gelehrter als er im kirchlichen Rechte, nicht minder bestrebt, die Mächte der Kirche und alle Kirchen dem heiligen Stuhle zu unterwerfen. Die ghibellinische und guelfische Partei spaltete mehr als je Italien. Die Ghibellinen waren ursprünglich Anhänger der Kaiser und wenn schon das Reich nur ein leerer Name war, bedienten sich die Ghibellinen immer dieses Namens, um sich zu verstärken und zu vergrößern. Bonifazius war lange Zeit als Privatmann Ghibelline, man kann denken, daß er als Pabst Guelfe wurde. Man erzählt, er habe am ersten Tag der Fastenzeit, da er einem Erzbischof von Genua die Asche übergab, sie ihm mit den Worten ins Gesicht geworfen: „erinnere Dich, daß Du

Ghibelline bist". Das Haus der Kolonna, der ersten römischen Barone, das mitten im Erbgute des heiligen Peter Städte besaß, hing der ghibellinischen Partei an. Ihr Vortheil machte sie zu Gegnern des Pabstes wie die deutschen Herrn gegen den Kaiser und die französischen gegen den König von Frankreich: die Macht der Lehensherrn trat überall der Obergewalt entgegen.

Die andern Barone in der Nähe von Rom hegten die nämliche Gesinnung; sie verbanden sich mit den Königen Siciliens und den Ghibellinen der italienischen Städte: man darf sich nicht wundern, wenn der Pabst sie verfolgte und von ihnen verfolgt wurde. Fast alle diese Herren hatten das doppelte Diplom, als Stellvertreter des heiligen Stuhls und Stellvertreter des Reichs; eine nothwendige Quelle bürgerlicher Kriege, welche die Achtung gegen die Religion nicht stillen konnte, und der Stolz des Bonifazius vergrößerte.

Diese Gewaltthätigkeiten endigten ungefähr zweihundert Jahre nachher nur mit größeren. Der päbstliche Stuhl besaß zur Zeit des Bonifazius nicht mehr ein so großes Gebiet, als unter Innocenz III, vom adriatischen Meere bis zum Hafen Ostia: er sprach die Obergewalt an; er besaß einige Städte als Eigenthum; das war eine ganz mittelmäßige Macht. Die Haupteinnahme der Päbste bestand in den Abgaben der allgemeinen Kirche, in den Zehenten, die er oft von der Geistlichkeit einsammelte, und in den Taxen.

Eine solche Lage mußte Bonifazius bestimmen, eine Macht zu schonen, die ihn eines Theils dieser Einkünfte berauben und die Ghibellinen gegen ihn kräftigen konnte. Im Anfang seiner Streitigkeiten mit dem König von Frankreich lud er sogar Karl von Valois, Philipps Bruder, nach Italien ein, der mit einiger Reiterei erschien: er vermählte die Enkelin Balduins

des zweiten aus Konstantinopel vertriebenen Kaisers, und nannte Valois feierlich den Kaiser des Morgenlands, so daß er in zwei Jahren das morgenländische, abendländische und französische Reich verschenkte, denn wir haben bereits bemerkt, daß dieser Pabst mit Albert von Oestreich ausgesöhnet, ihm mit Frankreich ein Geschenk machte (1303). Nur eines dieser Geschenke, das deutsche Reich, wurde wirklich angenommen, weil Albert es schon besaß.

Vor seiner Aussöhnung mit dem Kaiser hatte der Pabst Karl von Valois einen andern Titel gegeben und ihn Stellvertreter des Reiches in Italien, insonderheit in Toscana genannt; er dachte, wenn er die Herren ernenne, dürfe er mit noch größerem Rechte die Stellvertreter ernennen; Karl von Valois verfolgte auch ihm zu Gefallen die Partei der Ghibellinen zu Florenz aufs heftigste. Zur nämlichen Zeit indeß, als Valois ihm diesen Dienst leistete, beleidigte und drängte er den König von Frankreich, seinen Bruder. Nichts beweist besser, daß Leidenschaft und Groll oft gegen den Vortheil das Uebergewicht gewinnt.

Philipp der Schöne, der viel Geld aufwenden wollte und wenig hatte, erklärte die Geistlichkeit, als der reichste Stand des Staats, müsse ohne Erlaubniß von Rom zu den Bedürfnissen Frankreichs beitragen. Der Pabst wollte das Geld von einem Zehnten nehmen, der unter dem Vorwand einer Unterstützung für das heilige Land, dem nimmer zu helfen war, das eben unter der Gewalt eines Sprößling des Dschengis lag, (1301. 1302). Der König gebrauchte dieß Geld für den Krieg in Guienne, den er gegen Eduard, König von England zu führen hatte; das war der erste Streitpunct. Die Unternehmung eines Bischofs aus der Stadt Pamiers, erbitterte noch mehr die Gemüther. Dieser Mensch hatte gegen den König in seinem Lande,

das damals von der Krone an ein Obergericht sich wendete, Ränke geschmiedet, und der Pabst ernannte ihn alsobald zu seinem Botschafter an Philipps Hofe. Diese Person, mit einer Würde bekleidet, die ihn nach der Ansicht des römischen Hofes dem Könige gleich stellte, kam nach Paris um seinem Landesherrn zu trotzen und mit der Bannung seines Reiches zu drohen: ein Weltlicher, der sich so betragen hätte, wäre mit dem Tode bestraft worden. Es bedurfte großer Vorsichtsmaßregeln, nur um sich der Person des Bischofs zu bemächtigen; man mußte ihn sofort in die Hände des Metropolitans, des Erzbischofs von Narbonne, zurückgeben.

Sie haben bemerkt, daß seit dem Tode Karls des Großen jeder römische Priester feine oder grobe Händel mit den Kaisern und Königen hatte; Sie werden bis auf die Zeit Ludwigs XIV. diese Zwiste fortdauern sehen, die eine nothwendige Folge der unpassendsten Verfassung sind, der sich je die Menschen beugten. Das Unpassende bestand in der Abhängigkeit von einem Fremden: in der That, wenn man gestattete, daß ein Fremder in der Heimath Lehen ertheilte, wenn man von den Besitzern der Lehen nur mit Erlaubniß dieses Fremdlings Unterstützung erhalten konnte, ohne sie mit ihm zu theilen, war man beständig in Gefahr auf seinen Befehl die Tempel schließen zu sehen, die man erbaut und begabt hatte, wenn man gestattete, daß ein Theil der Unterthanen dreihundert Meilen von seinen Staaten seine Rechtshändel führe, war das ein kleiner Theil der Ketten, welche die Herrscher Europas unmerklich sich auflegten, fast ohne es zu wissen. Es ist klar, daß wenn heutzutage dem Rathe eines Fürsten der Vorschlag gemacht würde, solchen Gebräuchen sich zu unterwerfen, man würde den Urheber für den dümmsten Menschen halten. Die anfangs leichte Last

wurde nach und nach schwer: man wußte wohl, daß sie verkleinert werden müsse, aber man war nicht weise, nicht unterrichtet, nicht fest genug, um sie gänzlich abzuschütteln.

(1302.) In einer lange berühmten Bulle hatte der Bischof von Rom Bonifazius VIII. erklärt, kein Geistlicher dürfe ohne ausdrückliche Erlaubniß des Pabstes, dem König, seinem Herrn, etwas bezahlen. Philipp, König von Frankreich, wagte anfangs nicht, die Bulle den Flammen zu übergeben; er begnügte sich, ohne Rom zu nennen, die Geldausfuhr zu verbieten. Man unterhandelte, der Pabst um Zeit zu gewinnen, erklärte Ludwig für einen Heiligen und die Mönche beschlossen, ein Mann, der über den Himmel verfüge, könne auch über das Geld der Erde gebieten. Der König führte vor dem Erzbischof von Narbonne gegen den Bischof von Pamiers durch den Mund seines Canzlers Peter Flotte zu Senlis seine Sache. Der Canzler ging sogar nach Rom, um dem Pabst von dem Rechtsstreit Rechenschaft zu geben. Die Könige Cappadociens und Bithyniens standen mit dem römischen Staat fast auf dem nämlichen Fuße; aber was sie nicht gethan hätten, Peter Flotte sprach mit dem römischen Priester, als Diener eines wirklichen Herrschers zu einem nur in der Einbildung lebenden Herrscher; er sagte ihm ausdrücklich, das Königreich Frankreich sey von dieser Welt, das päbstliche nicht. Der Pabst war kühn genug, sich beleidigt zu finden, er schrieb dem König einen Brief, in dem man folgende Worte findet: Wisse, daß du uns im Zeitlichen, wie im Geistlichen unterworfen bist". Ein verständiger, unterrichteter Geschichtschreiber meldet, dieser Brief sey zu Paris in einer alten Handschrift der Bücherei von Saint Germain dès Prés aufbewahrt, aber

ein Blatt weggerissen worden, es sey nur noch eine Inhaltsanzeige vorhanden.

Philipp antwortete: „Dem vorgeblichen Pabste Bonifazius einen kleinen oder keinen Gruß; Eure große Dummheit wisse, daß Wir im Zeitlichen Niemand unterworfen sind." Der nämliche Geschichtschreiber bemerkt, die Antwort des Königs sey im Vatican aufbewahrt: die neuen Römer bewahrten also sorgfältiger alte Sachen auf, als die Benedictiner in Paris. — Die Aechtheit dieser Briefe wurde vergeblich bestritten; ich glaube nicht, daß sie in gesetzliche Formen eingekleidet und feierlich überreicht wurden, aber gewiß wurden sie geschrieben. Der Pabst schleuderte Bullen auf Bullen, die alle erklären, der Pabst sey Herr über die Königreiche; wenn der König von Frankreich ihm nicht gehorche, so werde er und sein Land gebannt, d. h. die Ausübung des Christenthums, die Taufe der Kinder, die Beerdigung der Todten, werde verboten. Es scheint, es sey der Gipfel der Widersprüche des menschlichen Geistes, wenn ein christlicher Bischof, welcher behauptet, alle Christen seyen seine Unterthanen, eben die vorgeblichen Unterthanen hindern will, Christen zu seyn, und sich so mit Einem Schlage alles das entreißt, was er für sein Eigenthum hält. Aber der Pabst rechnete auf den menschlichen Blödsinn; er hoffte, die Franzosen werden niederträchtig genug seyn, ihren König der Furcht vor Beraubung der Sacramente aufzuopfern. Er täuschte sich: (1303.) man verbrannte seine Bulle, Frankreich stand gegen den Pabst auf, ohne mit dem Pabstthum zu brechen. Der König rief die Stände zusammen: war es denn nöthig, sie zu versammeln, um zu erklären, Bonifazius sey nicht König von Frankreich?

Der Kardinal Le Moine, von Geburt ein Franzose, der kein anderes Vaterland mehr hatte als Rom, kam

nach Paris, um zu unterhandeln, und falls er nicht zum Ziele käme, das Land mit dem Banne zu belegen. Der neue Botschafter hatte den Auftrag den Beichtvater des Königs, einen Dominikaner, nach Rom zu bringen, damit er über sein Betragen und Philipps Rechenschaft gebe. Alles was der menschliche Geist erfinden kann, um die päbstliche Macht zu erhöhen, war erschöpft; die Bischöfe ihm unterwürfig, neue religiöse Orden, die überall die Fahne des heiligen Stuhles trugen, von ihm unmittelbar abhängig; ein König, der seine geheimsten Gedanken beichtet, oder wenigstens dafür gilt, als beichte er sie einem seiner Mönche; und endlich der Beichtvater von dem Pabste, seinem Herrn, aufgefordert, über das Gewissen des Königs, seines Beichtkindes, zu Rom Rechenschaft zu geben. Indeß Philipp wankte nicht; er ließ das Zeitliche aller Prälaten in Beschlag nehmen; die Reichsstände beriefen sich auf die nächste Kirchenversammlung und auf den nächsten Pabst. Dieses Gegenmittel verrieth einige Schwachheit. Denn auf den Pabst sich berufen, hieß sein Ansehen anerkennen, und was bedurfte es einer Kirchenversammlung und eines Pabstes, zu wissen, daß jeder König unabhängig ist, und daß man nur den Gesetzen seines Vaterlandes gehorchen darf? Damals entriß der Pabst allen kirchlichen Körperschaften Frankreichs das Recht der Wahlen, den Hochschulen die Grade und das Recht des Unterrichts, als nähme er eine geschenkte Gunstbezeugung zurück: diese Waffen waren schwach, er wollte die des deutschen Reiches damit vereinigen.

Wir sahen, daß die Päbste das Reich, Portugal, Ungarn, Dänemark, England, Arragonien und Sicilien, fast alle Königthümer verschenkten. Bisher war Frankreich noch nicht durch eine Bulle vergeben. Endlich stellte es Bonifazius in die Reihe der übrigen Staa-

ten, und schenkte es dem Kaiser Albert von Oestreich, der früher von ihm mit dem Banne belegt, jetzt „sein lieber Sohn und die Stütze der Kirche“ war. Man bemerke die Worte seiner Bulle (1303.): „Wir geben Dir Kraft Unserer Machtvollkommenheit die Krone Frankreichs, die rechtlich den Kaisern des Abendlandes gehört.“ Bonifazius und sein Kanzler dachten nicht, daß, wenn Frankreich rechtlich den Kaisern gehöre, die päbstliche Machtvollkommenheit ganz unnütz war. Doch blieb noch ein Ueberbleibsel von Vernunft in diesem Unsinn. Man schmeichelte dem Reich, das auf alle abendländische Staaten Ansprüche machte; denn wir werden immer sehen, daß die deutschen Rechtsgelehrten glaubten, oder zu glauben schienen, daß das ganze Abendland, da das römische Volk und sein Bischof Karl dem Großen sich übergaben, seinen Nachfolgern gehören müsse und daß alle andern Staaten nur Glieder des Reichs seyen.

Wenn Albert von Oestreich 200,000 Mann und 200 Millionen gehabt hätte, so hätte er natürlich die Güte des Bonifazius benutzt, aber da er arm und nicht gehörig befestigt war, überließ er den Pabst dem Gelächter über seine Schenkung. Der König von Frankreich genoß völlig die Freiheit, den Pabst als feindlichen Fürsten zu behandeln. Er verband sich mit dem Hause Colonna, das so wenig als er auf die Bannstrahlen achtete und zuweilen in Rom die anderswo häufig furchtbare Gewalt zurückdrängte. Wilhelm von Nogaret ging unter einem löblichen Vorwand nach Italien, hob insgeheim einige Reiter aus, hielt mit Sciarra Colonna eine Zusammenkunft. Man überfiel den Pabst in Anagni, einer seiner pflichtigen Städte, wo er geboren war, und rief: „Tod dem Pabst, es leben die Franzosen!“ Der Pabst verlor den Muth nicht, zog den Chorrock an, setzte die Tiare aufs Haupt,

nahm die Schlüssel in die eine und das Kreuz in die andere Hand und zeigte sich vor Colonna und Nogaret in seiner Majestät. Es ist sehr zweifelhaft, daß Colonna roh genug war, ihn zu schlagen: die Zeitgenossen erzählen, er habe zu ihm gerufen: „Wütherich, entsage dem Pabstthum, das Du beschimpfst, wie Du Cölestin zur Entsagung zwangst!" Bonifazius antwortete stolz: „ich bin Pabst, und werde als Pabst sterben." Die Franzosen plünderten sein Haus und seine Schätze, aber nach den Gewaltthätigkeiten, die mehr von der Räuberei als der Gerechtigkeit eines großen Königs an sich hatten, erkannten die Bewohner von Anagni die kleine Zahl der Franzosen, schämten sich, daß sie ihren Landsmann und Pabst in den Händen von Fremdlingen gelassen und verjagten sie. Bonifazius ging nach Rom auf Rache sinnend, aber er starb bei seiner Ankunft. So wurden in Italien fast alle Päbste behandelt, die zu mächtig werden wollten; sie verschenkten immer Königreiche und wurden in ihrer Heimath verfolgt. Philipp verfolgte seinen Feind bis in das Grab: er wollte, daß sein Andenken auf einer Kirchenversammlung verdammt werde, und forderte von Klemens V., der in seinem Lande geboren und in Avignon seinen Sitz hatte, auf, förmlich einen Proceß gegen den Pabst, seinen Vorgänger, einzuleiten. Man klagte ihn an, er habe Pabst Cölestin V., seinen Vorgänger, zur Entsagung gezwungen; seine Würde durch ungesetzliche Stimmen erhalten, und endlich Cölestin im Gefängniß getödtet: das letztere ist nur zu gewiß. Einer seiner Diener Maffreddo und dreizehn andere Zeugen erhärteten, er habe mehr als einmal die Religion, die ihn so mächtig machte, gehöhnt, indem er sagte: „welche Güter hat uns doch das Jesusmährchen verschafft!" folglich habe er die Geheimnisse der Dreieinigkeit, der Menschwerdung und Verwandlung ge=

läugnet: diese Aussagen finden sich noch in den gesammelten gerichtlichen Untersuchungen. Eine große Anzahl von Zeugen verstärkt gewöhnlich eine Anklage, aber hier schwächt sie diese: es ist gar nicht wahrscheinlich, daß ein Oberpriester das vor dreizehn Zeugen äußerte, was man selten allein sagt. Der König wollte, daß man den Pabst ausgrabe und seine Gebeine durch Henkershand verbrennen ließe: er wagte so den päbstlichen Stuhl zu beschimpfen und vermochte nicht, sich seiner Herrschaft zu entziehen. Klemens V. war weise genug, durch Aufschub den zu großen Schimpf der Kirche abzuhalten.

Der Schluß der ganzen Geschichte war, daß der König, statt dem Andenken des Bonifazius den Proceß zu machen, nur mit der Aufhebung des Banns, mit dem Bonifazius ihn und sein Reich belegte, zufrieden war. Ja er gestattete, daß Nogaret, der ihm gedient, der nur in seinem Namen gehandelt, der ihn an Bonifazius gerächt, von dem Nachfolger dieses Pabstes verurtheilt wurde, sein Leben in Palästina zuzubringen. Der große Schimmer Philipps des Schönen endigte sich in Schmach. Nie auf dem großen Weltgemählde erhielt ein französischer König lange Zeit ein Uebergewicht über den Pabst: sie machten mit einander den Kauf, aber Rom gewinnt immer etwas dabei, Frankreich kostet es immer Geld. Die Parlamente des Reichs bekämpfen unbeugsam die Biegsamkeit des römischen Hofes; aber häufig machte Staatsklugheit oder die Schwäche des Kabinets, die Nothwendigkeit der Umstände, die Ränke der Mönche die Festigkeit des Parlaments unnütz, und diese Schwäche dauert fort, bis ein würdiger König entschieden sagt: ich will meine Fesseln und die meines Volks zerbrechen.

(1306.) Um sich zu trösten, verjagte Philipp der Schöne alle Juden aus seinem Reiche, nahm ihr Geld

weg und verbot ihnen bei Todesstrafe die Rückkehr. Das Parlament sprach dieses Urtheil nicht, es war ein geheimer Befehl in seinem geheimen Rathe gegeben, daß Philipp durch ein Unrecht den jüdischen Wucher bestrafte. Die Völker glaubten sich gerächt, und der König wurde reich.

Einige Zeit nachher setzte ein Ereigniß, das wieder in Philipps Rachegeist seine Quelle hatte, Europa und Asien in Erstaunen.

Sechs und sechzigstes Kapitel.

Hinrichtung der Tempelherrn und Vertilgung ihres Ordens.

Unter den Widersprüchen, die in der Weltverwaltung erscheinen, ist die Einführung der bewaffneten Mönche, die als Einsiedler und Krieger zugleich zu leben geloben, nicht der geringste.

Die Templer klagte man an, sie vereinigen das, was man beiden vorwärfe, die Ausschweifungen und Grausamkeit des Kriegers und die unersättliche Habsucht der großen Orden, welche Armuth geloben. Während sie die Frucht ihrer Armuth genossen, wie die Hospitaliter, eroberte der Deutschritter-Orden, wie sie in Palästina gebildet, im dreizehnten Jahrhundert Preußen, Liefland, Kurland, Samogitien. Die deutschen Ritter klagte man an, sie machen Christen wie Heiden zu Sklaven, plündern ihre Güter, reißen die Rechte der Bischöfe an sich, und üben eine schauderhafte Räuberei; aber man machte den Eroberern nicht

den Prozeß. Die Templer erregten den Neid, weil sie bei ihren Volksgenossen mit allem Stolze lebten, den der Reichthum gibt, und in den ausschweifenden Freuden der Kriegsleute, welche der Zügel der Ehe nicht bändigt.

(1306.) Die Härte der Auflagen und die schlechte Verwaltung des Rathes Philipps des Schönen in Münzangelegenheiten erregte in Paris einen Aufruhr. Die Templer, die den Schatz des Königs bewahrten, wurden als Theilhaber der Meuterei angeklagt; und man sah bereits, daß Philipp der Schöne in seiner Rache unversöhnlich war.

Die ersten Ankläger des Ordens waren ein Bürger aus Beziers, Squin de Florian, und Noffodei, ein Florentiner, ein abtrünniger Templer, beide wegen Verbrechen im Tempel festgehalten. Sie verlangten vor den König geführt zu werden, dem sie allein wichtige Sachen entdecken wollten. Wenn sie nicht gewußt hätten, wie erbittert der König gegen die Templer sey, hätten sie wohl durch ihre Anklage Gnade zu finden gehofft? Sie wurden gehört. Auf ihre Angabe befiehlt der König allen Beamten des Reichs, allen Kriegsbedienten bewaffnete Mannschaft zu sich zu nehmen, schickte ihnen einen verschlossenen Befehl, mit dem Verbot, bei Todesstrafe ihn vor dem 13. October zu öffnen. Als der Tag erschien, öffnete jeder seinen Befehl, der dahin lautete, man solle alle Templer in den Kerker werfen. Alle wurden festgesetzt. Der König ließ in seinem Namen die Güter der Ritter sogleich in Beschlag nehmen, bis man darüber verfüge. Es ist einleuchtend, daß ihr Untergang lange vor diesem Schlag beschlossen war. Die Anklage und Einkerkerung geschah im Jahr 1309, und man fand Briefe von Philipp dem Schönen an den Grafen von Flandern

aus Melun von 1306, in denen er ihn bat, sich mit ihm zur Vernichtung der Templer zu vereinigen.

Man mußte über die ungeheure Zahl der Angeklagten ein Urtheil fällen. Pabst Klemens V., ein Geschöpf von Philipp, der sich damals zu Poitiers aufhielt, verband sich mit ihm nach einigen Streitigkeiten über das Recht der Kirche, diese Mönche auszurotten und das Recht, des Königs Unterthanen zu bestrafen. Der Pabst untersuchte selbst 72 Ritter. Ketzerrichter, Bevollmächtigte schritten überall gegen die andern ein. Zu allen Herrschern Europas wurden Bullen geschickt, um sie zur Nachahmung Frankreichs aufzufordern; man bequemte sich darnach in Sicilien, Kastilien, Arragonien und England, aber nur in Frankreich wurden diese Unglücklichen getödtet. Zweihundert Ein Zeuge klagten sie an, sie verleugnen Jesum Christum, wenn sie in den Orden eintreten, speien auf das Kreuz und beten einen vergoldeten Kopf an, der auf vier Füßen stehe; der Neuling küsse den Ordensbruder, der ihn aufnahm, auf den Mund, auf den Nabel und auf Theile, die dazu nicht recht bestimmt scheinen; er schwöre, seinen Mitbrüdern sich gänzlich hinzugeben. Das, sagen die Untersuchungen, die bis auf den heutigen Tag aufbewahrt sind, gestanden 72 Templer dem Pabste selbst, und 141 dem Bruder Wilhelm, einem Franciskaner, dem Ketzerrichter in Paris in Gegenwart von Zeugen. Man fügt bei, sogar der Großmeister des Ordens, der Großmeister von Cypern und die von Frankreich, Poitou, Vienne, der Normandie gestanden drei Kardinälen das nämliche.

(1312.) Das ist gewiß, daß man mehr als hundert Ritter aufs grausamste folterte, daß man bei der Abtei der heiligen Antonia in Paris 59 an einem Tage lebendig verbrannte, und daß der Großmeister Johann von Molay, und Gui, Bruder des Dauphins von

Auvergne, zwei der ersten Herrn Europas, der eine durch seine Würde, der andere durch seine Geburt, nicht fern von dem Ort, wo wirklich das Reiterstandbild Heinrichs IV. steht, gleichfalls lebendig in die Flammen geworfen wurden.

Die Hinrichtungen, durch die so viele sonst achtbare Bürger umkamen, die Menge von Zeugen, die gegen sie auftraten, das Geständniß mehrerer Angeklagten selbst scheinen ihre Verbrechen und die Gerechtigkeit ihres Untergangs zu beweisen.

Aber wie viel spricht auch für sie! Erstlich, von allen Zeugen, die gegen die Templer auftraten, bringen die meisten nur unbestimmte Anklagen vor. Zweitens, sehr wenige sagen, die Templer haben Jesum Christum verläugnet, hätten sie wohl etwas gewonnen durch Verfluchung einer Religion, die sie nährte und für die sie kämpften. Drittens, mochten auch mehrere unter ihnen Zeugen und Theilhaber der Ausschweifungen der Fürsten und Geistlichen dieser Zeit manchmal durch Verachtung gegen die Mißbräuche einer in Europa und Asien so beschimpften Religion sich auszeichnen, mochten sie in freien Augenblicken davon sprechen, wie Bonifazius davon gesprochen haben soll; das ist ein Versehen junger Leute, das den Orden gewiß nicht traf. Viertens, der vergoldete Kopf, den sie nach der Angabe verehrten, und der zu Marseille aufbewahrt wurde, sollte ihnen vorgestellt werden, man gab sich nicht einmal die Mühe, ihn zu suchen; und man muß gestehen, daß sich eine solche Anklage selbst zerstört. Fünftens, die ehrlose Art, wie sie nach der Anklage die Neulinge in den Orden aufnahmen, kann unter ihnen kein Gesetz gewesen seyn; es verräth eine schlechte Menschenkenntniß, wenn man glaubt, es gebe Gesellschaften, die sich durch schlechte Sitten behaupten, und ein Gesetz für die Unkeuschheit erlassen; man will dem,

der in eine Gesellschaft eintreten will, sie achtbar machen. Ich zweifle nicht, daß mehrere junge Templer Ausschweifungen sich überließen, die zu allen Zeiten das Erbtheil der Jugend waren; das sind vorübergehende Fehler, die man besser nicht beachtet als bestraft. Sechstens, wenn so viele Zeugen gegen die Tempelritter auftraten, so gab es auch viele fremde Zeugnisse zu ihren Gunsten. Siebentens, wenn die Angeklagten, übermannt durch die Folterqualen, welche Lüge und Wahrheit zu Tage fördern, so viele Verbrechen gestanden, waren diese Geständnisse vielleicht für die Richter eben so schimpflich, als für die Ritter; man versprach ihnen Begnadigung, um Bekenntnisse von ihnen zu erpressen. Achtens, die 59, die man lebendig verbrannte, nahmen Gott zum Zeugen ihrer Unschuld und verschmähten das Leben, das man ihnen unter der Bedingung anbot, daß sie ihre Schuld eingestehen. Was brauchen wir weiter Zeugniß für ihre Unschuld, für ihre Ehre? Neuntens, 74 Templer, die nicht angeklagt wurden, unternahmen die Vertheidigung des Ordens und wurden nicht gehört. Zehntens, als man dem Großmeister sein Bekenntniß vorlas, rief der alte Krieger, der weder lesen noch schreiben konnte, man habe ihn hintergangen und eine andere Aussage, als die seinige, niedergeschrieben; die Kardinäle, die Urheber dieser Treulosigkeit, verdienen, daß man sie bestrafe, wie die Türken Betrüger bestrafen, die Kopf und Rumpf ihnen zerspalten. Eilftens, man hätte dem Großmeister und Gui, dem Bruder des Dauphins von Auvergne, das Leben geschenkt, wenn sie ihre Schuld öffentlich anerkannt hätten, man verbrannte sie, weil sie in Gegenwart des Volkes auf dem Blutgerüste aufgefordert, die Verbrechen des Ordens einzugestehen, schwuren, der Orden sey unschuldig. Diese Erklärung, welche den König erbitterte, zog ihnen

den Tod zu; sie starben, die Rache des Himmels vergeblich gegen ihre Verfolger herabrufend. — In Folge der päbstlichen Bulle und ihrer großen Güter verfolgte man die Templer in ganz Europa, aber in Deutschland wußten sie ihre Personen zu sichern. In Arragonien hielten sie in ihren Schlössern Belagerungen aus. Endlich hob der Pabst in einer geheimen Versammlung während der Zusammenkunft in Vienne auf seine Faust hin den Orden auf. Wer konnte, theilte ihre Beute. Die Könige Kastiliens und Arragoniens bemächtigten sich eines Theils ihrer Güter und gaben einen andern den Rittern von Calatrava; man gab die Ländereien des Ordens in Frankreich, Italien, England und Deutschland den Hospitalitern, die damals Rhodiser-Ritter genannt wurden, weil sie diese Insel den Türken entrissen und sie mit einem Muthe behaupteten, der wenigstens die Beute der Templer verdiente. Dionysius, König von Portugal, setzte an ihre Stelle den Orden der Christusritter, einen Orden, welcher die Mauren bekämpfen sollte, der in der Folge eine leere Ehre wurde, aber hernach sogar aufhörte, eine Ehre zu seyn, weil zu viele aufgenommen wurden.

Philipp der Schöne ließ sich 200,000 Livres geben, und sein Sohn, Ludwig der Mürrische, nahm noch 60,000 Livres von den Gütern der Templer. Ich weiß nicht, wie viel dem heiligen Vater zufiel, aber ich sehe, daß der Aufwand für die Kardinäle und die Untersucher, die aufgestellt wurden, um den schauderhaften Proceß zu führen, unermeßliche Summen betrug. Ich täuschte mich vielleicht, als ich das Umlaufsschreiben Philipps des Schönen las, in dem er seinen Unterthanen befiehlt, das bewegliche und unbewegliche Gut der Templer den Abgeordneten des Pabstes zurückzustellen. Diesen Befehl hat Peter du Pui aufbewahrt. Ich glaube, der Pabst hat diese Zurückstellung benutzt, denn wem

stellt man etwas zurück als dem Eigenthümer? Nun dachte man in jener Zeit, die Päbste seyen Herren der Güter der Kirche; doch konnte ich nie entdecken, was der Pabst von dieser Beute einsammelte. Es ist gewiß, daß er in der Provence die beweglichen Güter der Templer mit dem Landesherrn theilte. Man verband mit der Niederträchtigkeit, des Eigenthums der Geächteten sich zu bemächtigen, die Schande, sich für Kleinigkeiten zu entehren: aber gab es dazumal Ehrgefühl?

Man muß eine Begebenheit betrachten, die zur nämlichen Zeit sich ereignete, der menschlichen Natur mehr Ehre machte, und einen unbezwinglichen Freistaat gründete.

Sieben und sechzigstes Kapitel.

Die Schweiz und ihre Empörung.

Unter allen Ländern Europas bewahrte die Schweiz am meisten die Einfachheit und die Armuth der ersten Alter. Wenn sie nicht frei geworden wäre, hätte sie in der Weltgeschichte keinen Platz erhalten, sie wäre mit so vielen fruchtbarerern und reicheren Ländern zusammengeworfen worden, welche dem Schicksal der sie einschließenden Reiche folgen: man zieht nur die Aufmerksamkeit auf sich, wenn man etwas durch sich selbst ist. Ein düsterer Himmel, ein steiniger, undankbarer Boden, Gebürge, Abgründe, das ist alles, was die Natur für drei Viertheile dieses Landes gethan hat. Indeß man stritt sich um die Oberherrlichkeit über diese

Felsen mit der nämlichen Wuth, mit der man sich um das Königreich Neapel oder Kleinasien erwürgte.

In den 18 Jahren der Gesetzlosigkeit, in denen Deutschland ohne Kaiser war, kämpften Burgherren und Prälaten, wem ein kleiner Theil der Schweiz gehören sollte. Ihre kleinen Städte wollten, wie die italienischen, unter dem Schutze der Reichs frei werden.

Als Rudolph Kaiser wurde, klagten einige Burgherren die Kantone Schwytz, Uri und Unterwalden förmlich an, sie haben sich ihrer Lehnsgewalt entzogen. Rudolph, der früher die kleinen Zwingherrn bekämpft hatte, entschied zu Gunsten der Bürger.

Als Albrecht von Oestreich, sein Sohn, zum Throne gelangte, wollte er aus der Schweiz für einen seiner Söhne ein Fürstenthum machen; ein Theil des Landes gehörte ihm als Kammergut, Luzern, Zürich und Glarus. Strenge Statthalter wurden abgeschickt, die ihre Gewalt mißbrauchten. Die Gründer der helvetischen Freiheit hießen Melchthal, Stauffacher und Walter Fürst. Diese drei Landleute waren die ersten Verschworenen; jeder von ihnen warb drei andere. Die Zwölf gewannen die drei Kantone Schwytz, Uri und Unterwalden.

Alle Geschichtschreiber behaupten, ein Statthalter von Uri, Namens Geßler, habe, während die Verschwörung angezettelt wurde, eine lächerliche und schauderhafte Tyrannei ausgeübt (1307.). Er ließ, sagt man, einen Hut auf eine hohe Stange auf öffentlichem Platze stecken, und gebot bei Todesstrafe, den Hut zu grüßen. Einer der Verschworenen, Wilhelm Tell, grüßte den Hut nicht: der Statthalter verurtheilte ihn zum Strang und begnadigte den Schuldigen, der für den gewandtesten Schützen galt, nur unter der Bedingung, daß er von dem Kopfe seines Sohnes einen Apfel mit dem Pfeil herunterschieße. Der zitternde Vater schoß und

war glücklich genug, den Apfel zu treffen. Geßler, der in Tells Kleide einen zweiten Pfeil gewahrte, fragte, was er mit dem zweiten machen wolle: „der war für Dich bestimmt: „sagte der Schweizer, „wenn ich meinen Sohn getroffen hätte.“ Man muß gestehen, daß die Apfelgeschichte sehr verdächtig ist: es scheint, man habe geglaubt, die Wiege der helvetischen Freiheit müsse mit einem Mährchen ausgeschmückt werden, aber man hielt es für gewiß, daß Tell, nachdem er in Ketten geworfen war, den Statthalter durch einen Pfeilschuß tödtete, daß dieß das Zeichen für die Verschworenen war, und das Volk die Burgen schleifte.

Der Kaiser Albrecht von Oestreich, der diese freien Männer strafen wollte, wurde vom Tode ereilt. Der Herzog Leopold von Oestreich versammelte wider sie 20,000 Mann. Die Schweizer betrugen sich wie die Lacedämonier in den Thermopylen (1315.); sie erwarteten, vier oder fünfhundert Mann stark, den größten Theil des östreichischen Heeres in dem Paß von Morgarten. Glücklicher als die Lacedämonier warfen sie ihre Feinde in die Flucht, indem sie Steine auf sie hinabrollten. Die andern Theile des feindlichen Heeres wurden durch eine eben so kleine Anzahl Schweizer zur nämlichen Zeit geschlagen.

Da der Sieg in dem Kanton Schwytz gewonnen wurde, gaben die zwei andern Kantone ihrem Bunde diesen Namen, der allgemeiner wurde, und schon durch seinen Namen an den Sieg, der die Freiheit erworben, erinnert. Allmählig traten die andern Kantone dem Bunde bei. Bern, das für die Schweiz dasselbe ist, was Amsterdam für Holland, verband sich im Jahre 1352, und erst im Jahr 1513 trat das kleine Appenzell dem Bunde bei und vollendete die Zahl der Dreizehn.

Nie hat ein Volk länger, nie tapferer für seine

Freiheit gestritten; sie haben sie durch mehr als sechzig Schlachten gegen die Oestreicher errungen und es ist zu glauben, daß sie sie lange bewahren werden. Jedes Land, das keine große Ausdehnung hat, das nicht zu reich ist, und wo die Gesetze mild sind, soll frei seyn. Die neue Verfassung in der Schweiz änderte die Gestalt der Natur, ein dürrer unter zu harten Herren vernachlässigter Boden wurde endlich angebaut; Haiden, durch freie Hände urbar gemacht und bebaut, wurden fruchtbar.

Die Gleichheit, das natürliche Erbe der Menschen, besteht noch in der Schweiz, so weit es möglich ist. Unter diesem Worte verstehen wir nicht jene abgeschmackte unmögliche Gleichheit, durch die der Diener und der Herr, der Handarbeiter und die Obrigkeit, der Proceßführer und der Richter unter einander geworfen werden, sondern jene Gleichheit, vermöge der der Bürger nur von den Gesetzen abhängt, welche die Freiheit der Schwachen gegen den Ehrgeiz des Stärkeren schützt. Dieses Land hätte den Namen des glücklichen verdient, wenn nicht die Religion in der Folge seine Bürger, welche die Liebe zum Gemeinwohl vereinigte, gespalten und wenn sie bei dem Verkaufe ihres Muths an reichere Fürsten immer die Unschuld, welche sie auszeichnet, bewahrt hätten.

Jedes Volk hat Zeiten gehabt, wo die Gemüther ihr natürliches Gepräge überschreiten; diese Zeiten waren bei den Schweizern seltener als sonst: Einfachheit, Mäßigkeit, Bescheidenheit, die Stützen der Freiheit, waren immer ihr Erbtheil; nie haben sie ein Heer unterhalten, ihre Grenzen zu vertheidigen oder bei ihren Nachbarn einzufallen; keine Burgen dienen gegen Feinde oder gegen Bürger; keine Auflagen lasten auf den Völkern; sie haben weder die Ueppigkeit, noch die Heere eines Herrn zu bezahlen; ihre Gebürge bilden

ihre Wälle und jeder Bürger ergreift hier die Waffen, um das Vaterland zu vertheidigen. Es giebt wenig Freistaaten in der Welt, und immer verdanken sie ihre Freiheiten den Felsen oder dem Meere, das sie schützt. Die Menschen sind sehr selten würdig, sich selbst zu regieren.

Acht und sechzigstes Kapitel.

Zustand des Reiches, Italiens und des Pabstthums, im vierzehnten Jahrhundert.

Wir haben das vierzehnte Jahrhundert eröffnet. Man kann bemerken, daß seit sechs Jahrhunderten das schwache, unglückliche Rom immer der Hauptgegenstand Europas war: es herrscht durch die Religion, während es in der Erniedrigung und in der Gesetzlosigkeit lebt; und troz der Demüthigung und so vieler Unordnungen können die Kaiser den Thron der Cäsaren nicht aufbauen, und die Päbste sich nicht zu unbeschränkten Herren erheben. Seit Friedrich II. vergessen vier Kaiser nach einander Italien ganz, Konrad IV., Rudolph I., Adolph von Nassau, Albrecht von Oestreich. Um diese Zeit treten auch alle Städte Italiens in ihre natürlichen Rechte ein, und erheben die Fahne der Freiheit. Genua und Pisa werden die Nebenbuhler Venedigs, Florenz wird ein angesehener Freistaat; Bologna erkannte weder die Kaiser noch Päbste an; die Stadtverfassung überwiegt überall und vorzüglich in Rom.

(1312.) Klemens V., den man den gascognischen Pabst nennt, wollte lieber den heiligen Stuhl außerhalb Italiens verlegen, und in Frankreich die Steuern genießen, die damals alle Gläubigen zahlten, als vergeblich um die Schlösser und Städte bei Rom sich schlagen. Der römische Hof wurde durch diesen Pabst an die Gränzen Frankreichs verlegt; dieß nennen die Römer noch immer die Zeit der babylonischen Gefangenschaft. Klemens ging von Lyon nach Vienne in der Dauphiné und nach Avignon, führte öffentlich mit sich die Gräfin von Perigord und bezog von der Frömmigkeit der Gläubigen so viel Geld als möglich. Er ist der Zerstörer des furchtbaren Vereins der Templer.

Warum thaten die Italiener in diesen Umständen, fern von den Kaisern und Päbsten, nicht das, was die Deutschen thaten, die unter den Augen der Kaiser von Jahrhundert zu Jahrhundert ihren Verein für die höchste Gewalt und ihre Unabhängigkeit gründeten? Es gab in Italien weder Kaiser noch Päbste: wer schmiedete also dem schönen Lande neue Ketten? Die Zwietracht. Die guelfische und ghibellinische Partei aus dem Kampfe des Kaiser- und Pabstthums hervorgegangen, bestand noch immer wie ein Feuer, das durch neue Zwiste sich nährte. Zwiespalt war überall, Italien bildete nie einen Körper, Deutschland immer. Der erste unternehmende Kaiser, der die Berge hätte wieder ersteigen wollen, konnte die Rechte Karls des Großen und der Ottone erneuern. Dieß fiel endlich Heinrich VII. aus dem Hause Luxenburg ein. Er stieg mit einem deutschen Heere nach Italien hinab und ließ sich anerkennen (1311.). Die guelfische Partei betrachtete seine Fahrt als einen neuen Einbruch der Barbaren, aber die ghibellinische unterstützte ihn: er unterwarf sich die Städte der Lombardei; eine neue Eroberung: er zog nach Rom, um dort die Kaiserkrone zu

empfangen. Rom, das weder Kaiser noch Päbste wollte, und weder das Joch des einen noch des andern abschütteln konnte, schloß vergeblich seine Thore. Die Ursini und der Bruder Roberts von Neapel vermochten nicht den Kaiser zu hindern, daß er nicht das Schwerdt in der Hand in die Stadt eindrang, unterstützt von der Partei der Colonnas. Man schlug sich lange in den Straßen und ein Bischof von Lüttich wurde an der Seite des Kaisers getödtet. Viel Blut wurde wegen der Krönungsfeierlichkeit vergossen, die endlich drei Kardinäle statt des Pabstes vollzogen. Man darf nicht vergessen, daß Heinrich VII. vor einem Gerichtschreiber erklärte, der Eid, den er bei seiner Salbung leiste, sey kein Eid der Treue. Die Päbste wagten also zu behaupten, der Kaiser sey ihr Vasall.

Meister von Rom, setzte er einen Statthalter ein; er befahl, daß alle Städte und alle Fürsten Italiens ihm einen Tribut bezahlen, er begriff sogar in dieses Gebot das Königreich Neapel, das zu dieser Zeit von Sicilien getrennt war, und lud den König von Neapel vor sich. So sprach der Kaiser sein Recht auf Neapel an: der Pabst war Oberlehnsherr davon; der Kaiser nannte sich den Oberlehnsherrn des Pabstes und der Pabst hielt sich für den Oberlehnsherrn des Kaisers.

(1313.) Heinrich VII. unterstützte seine Ansprüche auf Neapel durch die Waffen, als er vergiftet starb, wie man behauptet: ein Dominicaner mischte Gift unter den geweihten Wein. Die Kaiser nahmen damals unter beiderlei Gestalten das heilige Abendmahl als Domherrn des heiligen Johannes vom Lateran. Sie konnten bei der päbstlichen Messe Diaconendienste thun und die Könige von Frankreich wären die Unterdiaconen gewesen.

Man hat keinen rechtskräftigen Beweis, daß Heinrich an einer so ruchlosen Vergiftung gestorben: Bruder

Bernhard Politian von Montepulciano wurde der That angeklagt. Dreißig Jahre nachher erhielten die Dominicaner von dem Sohne Heinrichs, Johann, König von Böhmen, Briefe, die sie für unschuldig erklärten. Es ist traurig, wenn man solche Briefe nöthig hat.

Die Wahlen der Kaiser waren eben so schlecht eingerichtet, als unordentlich die Wahlen der Päbste. Man wußte noch nicht durch weise Gesetze den Trennungen vorzubeugen. Ludwig von Baiern und Friedrich der Schöne, Herzog von Oestreich, wurden unter den traurigen Verwirrungen zugleich erwählt. Nur der Krieg konnte entscheiden, was ein regelmäßiger Reichstag von Wählern hätte entscheiden sollen: eine Schlacht, in welcher der Oestreicher besiegt und gefangen wurde, (1322.) gab dem Baier die Krone. Zum Pabst hatte man damals Johann XXII., der zu Lyon im Jahr 1315 erwählt wurde. Lyon galt noch für eine freie Stadt; aber der Bischof wollte immer ihr Gebieter seyn, und die Könige von Frankreich hatten noch nicht die Bischöfe unterwerfen können. Philipp der Lange, kaum König von Frankreich, hatte die Kardinäle in dieser freien Stadt versammelt und nachdem er ihnen geschworen, er werde ihnen kein Leid zufügen, schloß er sie alle ein, und setzte sie erst nach Ernennung Johanns XXII. in Freiheit.

Dieser Pabst ist wieder ein großes Beispiel von dem, was das einfache Verdienst in der Kirche vermag; denn es gehört ohne Zweifel viel dazu, um sich von einem Schuhflicker zu dem Range zu erheben, dem die Füße geküßt werden.

Er ist zu jenen Päbsten zu rechnen, die um so mehr Geisteshöhe besaßen, je niedriger ihre Geburt in den Augen der Menschen war. Wir haben bereits bemerkt, daß der päbstliche Hof nur von den Steuern der Christenheit lebte; diese Fundgruben waren ergie-

biger als das Gebiet der Gräfin Mathildis. Wenn ich von dem Verdienste Johanns XXII. spreche, ist seine Uneigennützigkeit nicht gemeint. Er forderte eifriger, als einer seiner Vorfahren nicht blos den St. Peterspfennig, den England sehr unregelmäßig bezahlte, sondern auch die Abgaben von Schweden, Dänemark, Norwegen und Polen. Er forderte so häufig und so ungestüm, daß er immer etwas erlangte. Mehr trug ihm die apostolische Schätzung der Sünden ein. Er schlug den Mord, die Sodomiterei und viehisches Betragen an, und die Menschen, die ehrlos genug waren, diese Sünden zu begehen, waren thöricht genug, sie zu bezahlen. Aber zu Lyon seyn, und nur wenig Credit in Italien haben, hieß nicht Pabst seyn.

Während er zu Lyon seinen Sitz hatte, und Ludwig der Baier in Deutschland sich festsetzte, ging Italien für den Kaiser und für ihn verloren. Die Visconti fingen an, in Mailand sich festzusetzen. Kaiser Ludwig, nicht im Stande sie zu schützen, gestattete ihnen den Titel seiner Stellvertreter: sie waren Ghibellinen, als solche bemächtigten sie sich eines Theils der Länder der Gräfin Mathildis, des ewigen Gegenstandes der Zwiste. Johann ließ sie durch das Glaubensgericht für Ketzer erklären: er war in Frankreich und konnte ohne etwas zu wagen eine der Bullen erlassen, die Reiche nehmen und geben: er setzte Ludwig den Baier in Gedanken durch eine jener Bullen ab, indem er ihn, wie er sagte, aller seiner beweglichen und unbeweglichen Güter beraubte.

(1327.) Der Kaiser dergestalt abgesetzt, eilte nun, nach Italien zu ziehen, wo der, welcher ihn absetzte, nicht zu erscheinen wagte; er kam nach Rom stets dem vorübergehenden Sitze der Kaiser, von Castracani, dem Zwingherrn von Lucca, Machiavells Helden, begleitet.

Ludovico Monaldesco, aus Orvietto gebürtig, der in einem Alter von 115 Jahren die Denkwürdigkeiten seiner Zeit schrieb, sagt, er erinnere sich wohl noch des Einzugs des Kaisers Ludwigs von Baiern: das Volk sang: „es lebe Gott und der Kaiser, wir sind von Krieg, Hunger und dem Pabste befreit!" Dieser Zug verdient nur darum angeführt zu werden, weil er von einem 115jährigen Manne herrührt.

Ludwig von Baiern rief zu Rom eine allgemeine Versammlung zusammen, welche den alten Parlamenten Karls des Großen und seiner Söhne glich: das Parlament wurde auf dem St. Petersplatze gehalten; Fürsten aus Deutschland und Italien, Abgeordnete aus Städten, Bischöfe, Aebte und Mönche waren schaarenweise gegenwärtig. Der Kaiser auf einem Throne oben auf den Stufen der Kirche ein goldenes Scepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, ließ durch einen Augustinermönch dreimal rufen: ist jemand hier, der die Sache des Priesters von Kahors, welcher sich Pabst Johann nennt, vertheidigen will? (1328.) Da Niemand erschien, sprach Ludwig das Urtheil, das den Pabst jeder Pfründe beraubte und dem weltlichen Arme auslieferte, um als Ketzer verbrannt zu werden. Einen Pabst so zum Tode verurtheilen, war der höchste Punkt des Uebermaßes, den der Zwist des Priester- und Kaiserthumes erreichen konnte.

Einige Tage nachher ernannte der Kaiser unter dem nämlichen Prunk einen neapolitanischen Franciscaner zum Pabste, bekleidete ihn mit dem Ringe, legte ihm selbst das Chorhemd an und ließ ihn unter dem Thronhimmel an seiner Seite sich setzen; aber er hütete sich wohl der Sitte gemäß, die Füße des Priesters zu küssen.

Unter allen Mönchen, von denen ich besonders sprechen werde, machten die Franciscaner das größte

Geräusch: einige von ihnen behaupteten, die Vollkommenheit bestehe darin, eine spitzigere Kapuze und ein engeres Kleid zu tragen; neben dieser Aenderung stellten sie noch die Meinung auf, ihr Essen und Trinken gehe eigentlich sie nicht an. Der Pabst verdammte diese Vorschläge, die Verdammung empörte die Verbesserer; der Streit erhitzte sich endlich und die Ketzerrichter von Marseille ließen vier dieser unglücklichen Mönche verbrennen.

Der zum Pabst gemachte Franciscaner war von ihrer Partei; darum war Johann XXII. ein Ketzer. Dieser Pabst war bestimmt der Ketzerei immer angeklagt zu werden, denn als er einige Zeit nachher predigte, die Heiligen genießen erst nach dem jüngsten Gericht der beseligenden Anschauung, und so lange sie warten, sey ihr Anschauen unvollkommen. Die zwei Anschauungen theilten die Kirchen, und Johann widerrief zuletzt. Indeß der große Prunk des baierischen Ludwigs zu Rom hatte keine anderen Wirkungen, als die Bemühungen der andern deutschen Cäsaren: Unruhen in Deutschland riefen sie immer zurück, und Italien entschlüpfte ihren Händen. Ludwig von Baiern, im Grunde wenig mächtig, konnte bei seiner Rückkehr nicht hindern, daß nicht sein Pabst von der Partei Johanns XXII. gefangen genommen und nach Avignon geführt wurde, wo man ihn einkerkerte. Damals war ein solcher Unterschied zwischen einem Kaiser und Pabst, daß Ludwig, so klug er war, arm in seinem Lande starb, (1343.) und der Pabst, von Rom entfernt, so wenig er aus Italien Unterstützung bezog, doch bei seinem Tode in Avignon den Werth von 25,000,000 Goldgulden hinterließ, wenn man Villani, einem gleichzeitigen Geschichtschreiber, glaubt. Es ist klar, daß Villani übertreibt, allein, wenn man die Summe auch auf das Drittheil herabsetzt, bleibt es immer viel.

Nie hat das Pabstthum Jemand so viel eingetragen, aber auch nie hat ein Pabst so viele Pfründen so theuer verkauft.

Er behielt sich alle Pfründen, fast alle Bisthümer vor und eignete sich die Einkünfte aller unbesetzten Pfarreien zu; er fand durch die Kunst des Vorbehalts die Kunst fast allen Wahlen zuvorzukommen und alle Pfründen zu vergeben; noch mehr, jeden Bischof, den er ernannte, versetzte er sieben oder achtmal, jede Beförderung zog andere nach sich, und alle trugen Geld ein. Die Taxen für Lossprechungen und Sünden wurden zu seiner Zeit erfunden und geordnet: das Buch seiner Taxe wurde seit dem 16. Jahrhundert mehrmals gedruckt; es brachte lächerlichere und gehässigere Ehrlosigkeiten an den Tag, als alles, was man von der unverschämten Betrügerei der Priester des Alterthums erzählt. Die Päbste, seine Nachfolger, blieben bis 1371 in Avignon. Diese Stadt gehörte ihnen nicht, sondern den Grafen der Provence; aber die Päbste hatten sich unmerklich zu nutznießenden Herren gemacht, während die Könige Neapels, die Grafen der Provence, um das Königreich Neapel stritten.

(1348.) Die unglückliche Königin Johanna, von der wir sprechen werden, hielt es für ein Glück, Avignon an den Pabst Klemens VI. für 80,000 Goldgulden, die er nicht bezahlte, abzutreten. Der päbstliche Hof war hier ruhig, er verbreitete Ueberfluß in der Provence und der Dauphiné und vergaß den stürmischen Aufenthalt zu Rom.

Ich weiß fast keine Zeit seit Karl dem Großen, in der nicht die Römer Gedanken an ihre alte Größe und Freiheit ins Gedächtniß riefen: sie erwählten bald mehrere Senatoren, bald einen einzigen, oder einen Patricier, oder einen Statthalter, oder einen Konsul,

manchmal einen Tribunen. Als sie sahen, daß der Pabst Avignon kaufe, gedachten sie den Freistaat wieder ins Daseyn zu rufen: sie bekleideten einen einfachen Bürger mit dem Tribunat, Nicolaus Rienzi, gewöhnlich Cola genannt, einen schwärmerischen, ehrgeizigen und darum zu großen Dingen fähigen Menschen; er übernahm es und flößte den Römern Hoffnungen ein. Es ist der nämliche, von dem Petrarca in einer seiner schönsten Oden spricht. Er schildert Rom mit fliegenden Haaren und thränenfeuchtem Auge, wie es Rienzi um Hülfe fleht:

Con gli occhi di dolor bagnati e molli
Ti chier' mercè di tutti i sette colli.

Dieser Tribun nannte sich den strengen und gnädigen Befreier Roms, den Eiferer Italiens, den Freund der Welt. Er erklärte, daß alle Völker Italiens frei und römische Bürger seyen. Aber diese Zuckungen einer lange schon hinsterbenden Freiheit waren so unmächtig, als die Ansprüche der Kaiser auf Rom; das Tribunat ging schneller vorüber, als der Senat und das Consulat, beide vergeblich eingesetzt. Rienzi begann wie die Gracchen und endete wie sie, er wurde durch die Partei der patricischen Familien erdolcht.

Rom mußte durch die Abwesenheit des römischen Hofes, durch die Verwirrungen Italiens, durch die Unfruchtbarkeit seines Gebiets und durch die Verpflanzung seiner Gewerbe nach Genua, Pisa, Venedig und Florenz zerfallen. Die Pilgerschaften allein hielten es noch, das große Jubeljahr vorzüglich durch Bonifazius VIII. von Jahrhundert zu Jahrhundert festgesetzt, aber von Klemens VI. allemal auf das funfzigste Jahr angeordnet, zog eine so ungeheure Menge nach Rom, daß man im Jahr 1350 zweimal-

hunderttausend Pilger zählte. Rom ohne Kaiser und ohne Pabst ist immer schwach, wenn gleich die erste Stadt der christlichen Welt.

Neun und sechzigstes Kapitel.

Johanna, Königin von Neapel.

Wir haben erzählt, daß der päbstliche Stuhl Avignon von Johanna von Anjou und der Provence erwarb. Man verkauft seine Staaten, nur wenn man unglücklich ist. Der Unstern und der Tod dieser Königin greift in alle Begebenheiten dieser Zeit ein, und vorzüglich in die große Kirchentrennung des Abendlands, die sich bald vor unsern Augen entwickeln wird. Neapel und Sicilien hatten immer fremde Herrscher; Neapel, das Haus Frankreich, die Insel Sicilien, das Haus Arragonien. Robert, der im Jahr 1343 starb, hatte sein Königreich Neapel blühend gemacht: sein Neffe, Ludwig von Anjou, wurde zum König von Ungarn erwählt. Das Haus Frankreich breitete nach allen Seiten seine Zweige aus, aber diese Zweige waren weder mit dem gemeinschaftlichen Stamme, noch unter einander verbunden; alle wurden unglücklich. Der König von Neapel, Robert, hatte vor seinem Tode seine Enkelin, Johanna, seine Erbin, mit Andreas, dem Bruder des ungarischen Königes, vermählt. Diese Ehe, welche das Glück dieses Hauses zu befestigen schien, war die Quelle des Unglücks. Andreas wollte als Oberhaupt herrschen, Johanna, so jung sie war, daß er nur der Gatte der Königin sey. Ein Franciskanermönch, der Bruder Robert, der Andreas be-

herrschte, entflammte Haß und Zwietracht zwischen beiden Gatten: ein Hof von Neapolitanern bei der Königin, ein anderer bei Andreas von Ungarn gebildet, die wegen des Charakters ihres Landes für Barbaren galten, erhöhte den Groll. Ludwig, Fürst von Tarent, aus fürstlichem Blute, der bald darauf sich mit der Königin vermählte, andere Fürsten von Geblüt, die Günstlinge der Fürstin, die berüchtigte Catanoisa, ihre im höchsten Grad ergebene Dienerin, beschließen den Tod des Andreas. (1346.) Man erwürgt ihn in der Stadt Aversa in dem Vorzimmer seiner Frau und fast unter ihren Augen, wirft ihn durchs Fenster und läßt den Leichnam drei Tage unbegraben liegen. Am Ende des Jahrs vermählt sich die Königin mit dem Fürsten von Tarent, von der öffentlichen Stimme angeklagt. Wie viel Gründe giebt es, sie für schuldig zu halten! Die, welche sie rechtfertigen, erinnern, sie habe vier Gatten gehabt, und eine Königin, die sich immer dem Joch der Ehe unterwerfe, dürfe nicht wegen der Verbrechen angeklagt werden, zu welchen die Liebe treibe. Aber die Liebe allein entflammt sie zu Frevelthaten? Johanna stimmte in den Mord ihres Gatten aus Schwäche ein, und nahm in der Folge drei Gatten, aus einer andern verzeihlicheren und gewöhnlichen Schwäche, weil sie nicht allein regieren konnte.

Ludwig von Ungarn, der Bruder des Andreas, schrieb an Johanna, er werde den Tod seines Bruders an ihr und den Mitschuldigen rächen: er zog durch Venedig und Rom gegen Neapel, und ließ Johanna zu Rom vor dem Tribunen Cola Rienzi förmlich anklagen, der in seiner vorübergehenden lächerlichen Gewalt dennoch Könige vor seinem Richterstuhle erblickte, wie die alten Römer. Rienzi wagte nicht zu entscheiden, und nur darin bewies er Klugheit.

König Ludwig rückte indeß gegen Neapel vor und ließ vor sich eine schwarze Fahne hertragen, auf der ein erwürgter König gemalt war: er ließ einem Fürsten, Karl von Durazzo, Theilnehmer des Mords, den Kopf abschlagen, (1347.) und verfolgte die Königin Johanna, die mit ihrem neuen Gemahl in die Provence entfloh. Aber, und dieß ist befremdlich, man hat behauptet, der Ehrgeiz habe in der Rache Ludwigs keinen Theil gehabt; er konnte sich des Reichs bemächtigen und that es nicht. Man findet selten solche Beispiele. Er besaß, wie man sagt, strenge Tugend, die in der Folge seine Wahl zum polnischen König bewirkte. Wir werden von ihm sprechen, wenn wir besonders von Ungarn handeln.

Johanna, vor ihrem fünf und zwanzigsten Jahre eines Verbrechens schuldig, das über ihre Völker so viel Unheil heraufführte, als über sie, von den Neapolitanern und Provenzalen zugleich verlassen, ging zu Pabst Klemens VI. nach Avignon, dessen Oberherrin sie war, und überließ ihm ihre Stadt und ihr Gebiet für 80,000 Goldgulden, die sie nie erhielt. Während man um dieses Opfer unterhandelte, führte sie selbst vor dem Consistorium ihre Sache, und das Consistorium erklärte sie für unschuldig. Um den ungarischen König aus Neapel zu entfernen, setzte Klemens fest, Johanna müsse ihm 300,000 Gulden bezahlen. Ludwig antwortete, er sey nicht gekommen, um das Blut seines Bruders zu verkaufen, er habe es theilweise gerächt und ziehe zufrieden ab. Der ritterliche Geist, der damals herrschte, hat nie eine größere Härte und nie mehr Edelmuth zu Tage gefördert.

Die Königin, durch ihren Schwager verjagt, und in die Gunst des Pabstes wieder eingesetzt, verlor ihren zweiten Gemahl, (1376.) und führte etliche Jahre die Regierung allein. Sie vermählte sich mit einem Für-

sten aus Arragonien, der bald hernach starb; endlich in ihrem sechs und vierzigsten Jahre vermählte sie sich wieder mit Otto, einem jüngeren Sohne aus dem Hause Braunschweig. Hier nahm sie vielmehr einen Mann, der ihr gefallen, als einen Fürsten, der sie vertheidigen konnte. Ihr natürlicher Erbe war ein anderer Karl von Durazzo, ihr Vetter, damals der einzige Ueberbleibsel aus dem französischen Hause Anjou in Neapel; diese Fürsten nannten sich so, weil die Stadt Durazzo, die sie von den Griechen eroberten, und die Venetianer nachher wegnahmen, ihr Leibgedinge war. Sie erkannte den Durazzo als ihren Erben und nahm ihn sogar an Kindesstatt an. Diese Ankindung und die große Kirchentrennung des Abendlandes beschleunigten den unglücklichen Tod der Königin.

Bereits brachen die blutigen Folgen der Kirchentrennung hervor, von der wir bald sprechen werden. Brigano, der den Namen Urban VI. annahm und der Graf von Genf, der sich Klemens VII. nannte, bekämpften sich wüthend um die Tiare. Sie theilten Europa. Johanna nahm die Partei des Klemens, der zu Avignon seinen Sitz hatte, Durazzo, der den natürlichen Tod seiner Mutter nicht erwarten wollte, um zu herrschen, verband sich mit Brigano Urban. (1380.) Dieser Pabst krönte Durazzo in Rom unter der Bedingung, daß sein Neffe Brigano das Fürstenthum Kapua erhalte: die Königin Johanna that er in den Bann und setzte sie ab; um das Fürstenthum Kapua seiner Familie zu sichern, gab er alle Güter der Kirche den vornehmsten neapolitanischen Häusern.

Der Pabst zog mit Durazzo gegen Neapel. Das Gold und Silber der Kirchen wurde zur Werbung eines Heeres verwendet. Die Königin konnte weder von dem Pabst Klemens, den sie anerkannte, noch von dem Gatten, den sie gewählt, Unterstützung erhal-

ten; kaum hatte sie Truppen: sie rief gegen den undankbaren Durazzo, einen Bruder Karls V., Königs von Frankreich, auch Anjou genannt, und nahm ihn statt des Durazzo an Kindesstatt an.

Der neue Erbe Johannas, Ludwig von Anjou, kam zu spät, um seine Wohlthäterin zu vertheidigen und für das Reich zu kämpfen, das man ihm schenkte. Die Wahl, welche die Königin mit ihm traf, entfremdete wieder ihre Unterthanen. Man fürchtete abermals neue Fremdlinge. Der Pabst und Karl Durazzo rückten vor. Otto von Braunschweig versammelte in der Eile etliche Heerhaufen; sechs Galeeren, welche die Königin aus der Provence hatte kommen lassen, die auch unter dem Schlosse Oeuf vor Anker lagen, waren für sie eine unbrauchbare Hülfe; alles geschah für sie zu spät; die Flucht wurde unmöglich. Sie fiel in die Hände des Machträubers. Um seiner Barbarei einen Anstrich zu geben, erklärte er sich für den Rächer des Andreas. Er befragte Ludwig von Ungarn, der immer unbeugsam, ihm zu wissen that, die Königin müsse des nämlichen Todes sterben, den sie ihrem ersten Gatten gegeben. Ludwig ließ sie zwischen zwei Matratzen ersticken. Ueberall sieht man Verbrechen durch Verbrechen bestraft. Welche Schauderhaftigkeiten in der Familie des heiligen Ludwig!

Die Nachwelt, immer gerecht, wenn sie aufgeklärt ist, hat diese Königin beklagt, weil der Mord ihres ersten Gemahls eher die Wirkung der Schwäche als der Schlechtigkeit war, weil sie erst achtzehn Jahre zählte, als sie zum Frevel ihre Einstimmung gab, und seit dieser Zeit weder Ausschweifungen, noch Grausamkeit noch Ungerechtigkeit ihr vorgeworfen wurden. Aber die Völker sind es, die man beklagen muß; sie waren die Opfer dieser Verwirrungen. Ludwig, Herzog von Anjou, nahm die Schätze Karls V., seines Bru-

ders, und machte Frankreich arm, um vergeblich die Rache des Todes der Johanna zu versuchen, und sein Erbe einzusammeln. Er starb bald in Apulien, ohne Sieg und Ruhm, ohne Partei und Geld. Das Königreich Neapel, das unter König Robert aus der Barbarei sich herausriß, stürzte durch all dieses Unglück, das die große Kirchentrennung noch erhöhte, dahin wieder zurück. Ehe wir die große Kirchentrennung des Abendlandes betrachten, welche Kaiser Sigmund endigte, vergegenwärtigen wir uns die Gestalt des Reichs.

Siebzigstes Kapitel.

Kaiser Karl V., die goldene Bulle; Rückkehr des Pabstes nach Rom.

Das deutsche Reich (denn unter den Zwisten, welche die letzten Jahre Ludwigs des Baiers begleiteten, war es nicht mehr das römische Reich) erhielt endlich unter Karl IV. von Luxemburg, König von Böhmen, Enkel Heinrichs VII. eine etwas festere Gestalt. Er gab zu Nürnberg die bekannte Verfassung, welche man wegen des goldenen Siegels (das in der späteren Latinität bulla hieß) die goldene Bulle nannte. Man sieht leicht, warum die Verordnungen der Päbste Bullen genannt wurden. Der Ausdruck dieser Charte verräth den Zeitgeist. Der Rechtsgelehrte Bartolius, einer der Zusammenträger der Meinungen, die noch statt Gesetzen gelten, verfaßte diese Bulle. Er beginnt mit einer Anrede an den Hochmuth, an den Satan, an den Zorn, an die

Unzucht: man behauptete hier, die Zahl der sieben Wähler sey nothwendig, um sich den sieben Todsünden zu widersetzen; man sprach hier von dem Fall der Engel, dem irdischen Paradiese, Pompejus und Cäsar; man versicherte, daß Deutschland auf die drei theologischen Tugenden, wie auf die Dreieinigkeit gegründet sey.

Das Reichsgesetz wurde in Gegenwart und mit Uebereinstimmung aller Fürsten, Bischöfe, Aebte und sogar der Abgeordneten aus den kaiserlichen Städten, welche hier zum erstenmale bei den Versammlungen des deutschen Volkes erschienen, gegeben. Die Rechte der Städte, die natürlichen Wirkungen der Freiheit, kamen in Italien, England, Frankreich und Deutschland wieder ins Daseyn. Man weiß, daß die Zahl der Wähler auf sieben bestimmt war. Die Erzbischöfe von Mainz, Kölln und Trier, seit langer Zeit im Besitz der Kaiserwahl, gestatteten nicht, daß andere Bischöfe, so mächtig sie auch waren, diese Ehre theilten. Aber warum wurde das Herzogthum Baiern nicht zum Range der Wähler erhoben, und warum hatte Böhmen, das ursprünglich ein von Deutschland getrennter Staat war und nach der goldenen Bulle den Zutritt zu den Berathungen des Reiches nicht genoß, dennoch eine Stimme bei der Wahl? Man sieht den Grund; Karl IV. war König von Böhmen und Ludwig von Baiern sein Gegner.

Man liest in dieser Bulle, daß die sieben Wähler schon festgestellt waren; sie waren es also, aber seit sehr kurzer Zeit, alle früheren Zeiten des dreizehnten und zwölften Jahrhunderts zeigen, daß bis zur Zeit Friedrichs II. die Herrn und Prälaten, welche Lehen besaßen, den Kaiser wählten; jene Worte sind ein klarer Beweis:

Nur einmüthig erwählt der Wille der Priester und Großen.

Aber da die vornehmsten Diener des Hauses mächtige Fürsten waren, da diese Diener den ernannten, welchen die Mehrheit erwählte, endlich da dieser Diener sieben waren, eigneten sie sich bei dem Tode Friedrichs II. das Recht zu, ihren Herrn zu ernennen; und das war der Ursprung der sieben Wähler.

Früher waren der Haushofmeister, der Schildknappe, der Mundschenk, die ersten Diener einer Person; mit der Zeit erhuben sie sich zu Haushofmeistern des römischen Reichs und zu Mundschenken des römischen Reichs. So nannte man in Frankreich den, der dem König den Wein reichte, den Oberschenken von Frankreich; sein Beckermeister, sein Mundschenk, wurden Großbeckermeister, Großmundschenken von Frankreich, ungeachtet sie nie Frankreich mit Brod, Wein oder Fleisch aufwarteten. Europa wurde mit erblichen Würden, Marschällen, Oberjägermeistern, Kämmerern überschwemmt. Es gab vielleicht bis zum Meisterrecht unter Lumpen der Champagne, nichts, das nicht das Vorrecht einer Familie gewesen wäre.

Uebrigens genoß die kaiserliche Würde, die für sich selbst keine wirkliche Macht gab, diesen Schimmer, welcher auf die Völker so großen Eindruck macht, nur bei der feierlichen Verkündigung der goldenen Bulle. Die drei geistlichen Wähler, alle drei Erzkanzler, erschienen hier mit den Siegeln des Reiches; Mainz trug die von Deutschland, Kölln die von Italien, Trier die von Frankreich. Das Reich indeß hatte in Frankreich nur die leere Oberlehnsherrlichkeit über die Reste des Königreiches von Arles, der Provence, der Dauphiné, die bald hernach das große französische Königthum verschlang. Savoyen, das dem Hause Maurienne

gehörte, ging bei dem Reiche zu Lehen; die Franche Comté unter kaiserlichem Schutze war unabhängig und gehörte der Linie Burgund aus dem Hause Frankreich. Der Kaiser wurde in der Bulle das Haupt der Welt genannt. Der Dauphin von Frankreich, der Sohn des unglücklichen Johanns von Frankreich, war bei der Feierlichkeit zugegen, und der Kardinal Alba nahm über ihm Platz, so gewiß ist es, daß man damals Europa als einen Leib mit zwei Köpfen betrachtete, und diese zwei Köpfe waren der Pabst und der Kaiser. Die andern Fürsten galten auf Reichstagen und in dem Conclave nur für Glieder, die Vasallen seyn mußten. Aber man bemerke, wie sich diese Gebräuche veränderten; die Wähler standen damals den Kardinälen nach. Sie haben in der Folge den Werth ihrer Würde besser erkannt. Unsere Kanzler haben längst den Platz über jenen eingenommen, welche dem Dauphin von Frankreich voranzutreten wagten. Man urtheile, ob in Europa etwas fest stehen bleibt.

Wir sahen, was der Kaiser in Italien besaß: in Deutschland war er nur Herr über seine Erbstaaten; doch spricht er in seiner Bulle als unumschränkter König; er thut hier alles seiner sichern Wissenschaft und vollen Macht gemäß: für die deutsche Freiheit unerträgliche Worte, die bei den Reichstagen nicht mehr geduldet wurden, wo der Kaiser sich folgendermaßen ausdrückt: „Wir sind im Einklange mit den Ständen, und die Stände mit Uns."

Um einen Begriff von dem Prunke zu geben, der die Feierlichkeit der goldenen Bulle begleitet, wird es genügen, zu wissen, daß der Herzog von Luxemburg und Brabant, der Neffe des Kaisers, seinen Trunk besorgte, daß der Herzog von Sachsen als Großmarschall mit einem silbernen Maaß voll Haber erschien, daß der Churfürst von Brandenburg dem Kaiser und der Kai-

serin ein Gefäß zum Waschen bot, und daß der Pfalzgraf in Gegenwart aller Großen des Reichs die goldenen Schüsseln auf die Tafel stellte.

Man hielt Karl IV. für den König der Könige. Nie hat Konstantin, der prunkvollste Kaiser, einen blendenderen Schein um sich geworfen, doch hatte Karl IV., so sehr er sich das Ansehen eines römischen Kaisers gab, vor der Wahl dem Pabste Klemens VI. geschworen, er werde, wenn er zu Rom die Krönung empfange, dort nicht eine Nacht bleiben, und nie ohne Erlaubniß des heiligen Vaters Italien betreten. Noch ist ein Brief von ihm an den Kardinal Colombieri, Dechanten des heiligen Kollegiums, vom Jahr 1355 vorhanden, in dem er diesen Dechanten Majestät nennt.

Ebenso ließ er dem Hause Visconti die angemaßte Herrschaft über die Lombardei und Mailand, den Venetianern Padua, das früher Venedig gebot, aber jetzt ihm unterthänig war, wie Vicenza und Verona. Er wurde in der Stadt Arles als König von Arles gekrönt, aber nur unter der Bedingung, daß er hier nicht länger als zu Rom bleibe. So viele Veränderungen in Gebräuchen und Rechten, diese Hartnäckigkeit einen Titel ohne Macht sich zu bewahren, bilden die Geschichte des schwachen Reiches. Die Päbste erbauten es, als sie Karl den Großen und später die Ottone nach Italien riefen; die Päbste zerstörten es in der Folge, so sehr sie nur konnten. Der Körper, welcher das heilige römische Reich genannt wird, war in keiner Beziehung heilig, römisch, oder Reich.

Die Wähler, deren Rechte durch die goldene Bulle Karls IV. bestätigt worden waren, machten sie bald gegen seinen eigenen Sohn, Kaiser Wenzel, König von Böhmen, geltend.

Frankreich und Deutschland wurden von einer beispiellosen Plage zugleich heimgesucht. Der König von Frankreich und der Kaiser verloren fast zu der nämlichen Zeit den Gebrauch der Vernunft. Karl VI. brachte durch Zerrüttung seiner Organe eine Zerrüttung nach Frankreich; Wenzel, durch Tafelfreuden zu Grunde gerichtet, ließ das Reich in Gesetzlosigkeit. Karl VI. wurde nicht abgesetzt: seine Verwandten verwüsteten in seinem Namen Frankreich. Die böhmischen Barone schlossen Wenzel ein (1393), der eines Tags ganz nackt aus dem Gefängniß entsprang. Die Wähler in Deutschland setzten ihn durch ein öffentliches Urtheil förmlich ab: der Spruch lautet: „er sey abgesetzt, als träger, unbrauchbarer, unwürdiger Verschwender."

Man erzählt, er habe, als man ihm seine Absezzung ankündigte, den deutschen Reichsstädten geschrieben, er fordere von ihnen keinen anderen Beweis ihrer Treue als etliche Fässer des besten Weines. Der beklagenswerthe Zustand in Deutschland schien den Päbsten in Italien freies Feld zu lassen; aber die Freistaaten und Fürstenthümer, die sich erhoben, hatten Zeit sich zu befestigen. Seit Klemens V. war Rom den Päbsten fremd: der Limusiner, Gregor XI, der endlich den heiligen Stuhl nach Rom versetzte, verstand kein Wort italienisch.

(1376.) Dieser Pabst hatte mit dem Freistaat Florenz, der damals in Italien seine Macht gründete, große Streitigkeiten: Florenz hatte sich mit Bologna verbündet. Gregor, welcher, der alten Schenkung der Mathildis gemäß, sich für den unmittelbaren Oberherrn von Bologna erklärte, beschränkte seine Rache nicht auf Tadel; er erschöpfte seine Schätze durch Bezahlung der Condottieri, welche damals jedem, der Truppen kaufen wollte, sie vermietheten. Die Floren-

BIBLIOT

tiner wollten nachgeben und die Päbste in ihren Vortheil ziehen; sie glaubten, es sey für sie zuträglich, wenn der Pabst seinen Sitz zu Rom habe: man mußte also Gregor überreden, Avignon zu verlassen. Es ist unbegreiflich, wie in Zeiten, wo die Geister über ihren Vortheil so aufgeklärt waren, Mittel angewendet wurden, welche heutzutage so lächerlich scheinen. Man schickte an den Pabst die heilige Katharina von Siena, die nicht blos Offenbarungen hatte, sondern auch vorgab, sie habe feierlich Jesum Christum geheurathet und von ihm bei der Vermählung einen Ring und Diamant erhalten. Peter von Kapua, ihr Beichtvater, der ihr Leben beschrieb, hatte ihre meisten Wunder gesehen; ich war Zeuge, sagt er, wie sie einst in einen Mann mit einem kleinen Bart am Kinn verwandelt wurde, und die Gestalt, in die sie plötzlich sich verwandelte, war Jesus Christus selbst. Das war die Gesandtin, welche die Florentiner abordneten. Man brachte auch die Offenbarungen der heiligen Brigitta ins Spiel, die in Schweden geboren, aber in Rom ansässig war, und der ein Engel mehrere Briefe an den Pabst in die Feder gab. Diese beiden Heiligen, sonst gänzlich getrennt, vereinigten sich, um den Pabst nach Rom zurückzuführen. Brigitta war die Heiligin der Franciskaner, und die heilige Jungfrau hatte ihr geoffenbart, daß sie unbefleckt geboren. Katharina war die Heiligin der Dominikaner und die Jungfrau offenbarte ihr, daß sie in Sünden empfangen sey. Die Päbste waren keine Leute von Geist. War Gregor blöde, wurde er durch Werkzeuge, die seinem Verstande angemessen waren, bewegt, betrug er sich so aus Staatsklugheit oder aus Schwäche? Er gab endlich nach und der heilige Stuhl wurde von Avignon am Ende von 72 Jahren nach Rom verlegt; aber nur um Europa in neue Zwiste zu tauchen.

Ein und siebzigstes Kapitel.

Große Kirchenspaltung im Abendlande.

Der heilige Stuhl besaß damals nur das Erbtheil des heiligen Peter in Toskana, die Kampagna von Rom, das Gebiet von Viterbo und Orvietto, das Sabinerland, das Herzogthum Spoleto, Benevent, einen Theil der Mark Ancona, alle mit seinem Kammergute nachher wieder vereinigten Gegenden standen unter Herren, welche Stellvertreter des Reichs oder des Pabstes waren. Die Kardinäle hatten sich seit dem Jahr 1138 das Recht gegeben, das Volk und die Geistlichkeit von der Pabstwahl auszuschließen und seit 1216 bedurfte es zwei Drittheile der Stimmen zu einer gültigen Wahl. In der Zeit, von der ich spreche, gab es zu Rom nur 16 Kardinäle, eilf französische, einen spanischen und vier italienische: das römische Volk wollte trotz seines Freiheitsgeistes, trotz seiner Abneigung gegen seine Gebieter, daß der Pabst zu Rom sich aufhalte, weil es die Ultramontaner bei weitem mehr haßte, als die Päbste, und vorzüglich, weil die Gegenwart eines Pabstes Reichthümer nach Rom zog. Die Römer drohten den Kardinälen, sie todt zu schlagen, wenn sie ihnen einen Fremden zum Pabst gäben (1378). Die erschreckten Wähler ernannten Brigano, Bischof von Bari, einen Neapolitaner, der den Namen Urban annahm, und von dem wir bei der Königin Johanna bereits Erwähnung thaten. Es war dieß ein stürmischer, wilder, und deßhalb für eine solche Stelle wenig geeigneter Mann. Kaum saß er auf dem Stuhle, als er in einer Sitzung erklärte, er werde die Könige von Frankreich und England bestrafen, weil sie durch ihre Streite die Christenheit verwirrten: diese Könige

waren Karl der Weise und Eduard III. Kardinal de la Grange, eben so ungestüm als der Pabst, bedrohte ihn mit der Faust und sagte, „er habe gelogen;" diese drei Worte tauchten Europa in einen vierzigjährigen Zwist. Die Mehrzahl der Kardinäle, sogar die italienischen, durch die wilde Laune eines zum Herrscher so wenig geeigneten Mannes gereizt, entflohen in das Königreich Neapel. Hier erklären sie die Wahl des Pabstes, gewaltthätig ins Werk gesetzt, sey nach vollem Recht nichtig, und schreiten einmüthig zur Wahl eines neuen. Die französischen Kardinäle hatten das seltene Vergnügen, die italienischen zu hintergehen. Man versprach jedem Italiener besonders die Tiare und wählte in der Folge Robert, den Sohn des Grafen Amadeus von Genf, der den Namen Klemens VII. annahm. Jetzt theilte sich Europa: Karl IV., England, Flandern und Ungarn erkannten Urban an, dem Rom und Italien gehorchte; Frankreich, Schottland, Savoyen und Lothringen war für Klemens gestimmt. Alle religiösen Orden spalteten sich, alle Doctoren schrieben, alle Hochschulen erließen Beschlüsse. Die beiden Päbste behandelten sich gegenseitig als Räuber und Antichristen; einer schleuderte gegen den andern Bannstrahlen. Aber, das wahrhaft traurigste, man schlug sich mit der doppelten Wuth eines bürgerlichen und religiösen Kriegs. Gascognische und bretagnische Heerhaufen, von Klemens Neffen angeworben, ziehen nach Italien, überfallen Rom und stoßen hier alles in ihrer Wuth nieder, was ihnen begegnet. Aber bald rottet sich das römische Volk gegen sie zusammen, tödtet sie innerhalb der Mauern und jeder französische Priester wird erwürgt. Wenige Zeit nachher erscheint ein Heer, von Pabst Klemens in dem Königreich von Neapel geworben, einige Meilen vor Rom den Truppen Urbans gegenüber. Jedes der Heere trug die

Schlüssel des heiligen Peter auf seinen Fahnen. Die Klementiner wurden geschlagen. Es handelte sich nicht blos von dem Vortheil der zwei Priester: Der Sieger Urban, der einen Theil des Königreiches Neapel seinem Neffen bestimmte, entsetzte die Königin Johanna, die Schützerin des Klemens, welche lange Zeit in Neapel mit verschiedenem Erfolg und einem befleckten Ruhme herrschte. Wir sahen, wie diese Königin durch ihren Vetter, Karl von Durazzo, mit dem Urban das Königreich von Neapel theilen wollte, ermordet wurde. Der Machträuber, ruhiger Besitzer geworden, dachte nicht darauf, dem Pabst sein Versprechen zu halten, der nicht im Stande war, ihn dazu zu zwingen.

Urban, rascher als staatsklug, war unbesonnen genug, seinen Vasallen ohne mächtiger zu seyn, zu besuchen. Die alte Sitte verpflichtete den König, die Füße des Pabstes zu küssen, und den Zügel seines Pferdes zu halten. Durazzo übte nur eines der zwei Aemter; er nahm den Zügel, aber nur um den Pabst in den Kerker zu führen. Urban wurde einige Zeit zu Neapel festgehalten, während er beständig mit seinem Vasallen unterhandelte, und wo ihm bald mit Verachtung, bald mit Ehrfurcht begegnet wurde. Der Pabst entwischte aus seinem Gefängniß und floh in die kleine Stadt Nocera. Hier versammelte er bald die Trümmer seines Hofes. Seine Kardinäle und etliche Bischöfe, seiner wilden Laune und noch mehr seines Unglücks überdrüssig, ergriffen in Nocera Maaßregeln ihn zu verlassen, und zu Rom einen würdigern Pabst zu wählen. Urban, von ihrem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, ließ sie alle in seiner Gegenwart auf die Folter legen. Bald gezwungen, aus Neapel zu entweichen, und nach Genua zu entfliehen, das ihm einige Galeeren zugeschickt, schleppte er diese Kardinäle und Bischöfe verstümmelt und gefesselt nach sich. Da einer der

Bischöfe, durch die ausgestandene Untersuchung halb getödtet, nicht so schnell, als der Pabst es wünschte, das Ufer erreichen konnte, ließ er ihn auf dem Wege erwürgen. Zu Genua angelangt, entledigte er sich durch verschiedene Martern fünf der gefangenen Kardinäle. Die Kaligula und Nerone haben fast ähnliche Handlungen verübt, aber sie wurden gestraft, und Urban starb geruhig zu Rom. Sein Geschöpf und sein Verfolger, Karl von Durazzo, war unglücklicher, denn als er nach Ungarn ging, um sich der Krone, die ihm nicht gehörte, zu bemächtigen, ward er erdolcht.

Nach dem Tode Urbans schien es, müsse der Bürgerkrieg erlöschen, aber die Römer waren weit entfernt, Klemens anzuerkennen, die Kirchentrennung dauerte auf beiden Seiten fort. Die urbanistischen Kardinäle erwählten Perin Tomasel, und als Perin Tomasel starb, den Kardinal Meliorati. Die Klementiner gaben dem Klemens, der im Jahre 1394 starb, in Peter Luna aus Arragonien einen Nachfolger. Nie hatte ein Pabst zu Rom weniger Macht, als Meliorati, und Peter Luna war zu Avignon bald nur ein Scheinbild. Die Römer, die ihre Stadtverfassung wieder herstellen wollten, verjagten Meliorati nach einem großen Blutbad, ohngeachtet sie ihn als Pabst anerkannt hatten; und die Franzosen, die Peter Luna anerkannten, belagerten ihn sogar zu Avignon und hielten ihn dort gefangen. Und doch nannten sich alle diese Elenden laut die Statthalter Gottes, und die Herren der Könige. Sie fanden sogar Priester, die ihnen auf den Knien dienten, wie Giftmischer einen Aegidius fanden.

Die Reichsstände in Frankreich faßten in diesen traurigen Zeiten einen so verständigen Entschluß, daß es überraschend ist, daß die andern Völker sie nicht

nachahmten. Sie erkannten keinen Pabst an; jede Diöcese wurde durch ihren Bischof regiert; man zahlte keine Annaten, und sprach weder von Vorbehalt, noch Lossprechungen. Rom mußte damals befürchten, diese Verwaltung, die etliche Jahre dauerte, möchte immer bestehen. Aber die Leuchte der Vernunft warf keinen dauernden Glanz; die Geistlichkeit, die Mönche hatten so tief in die Köpfe der Fürsten und Völker den Gedanken gegraben, daß ein Pabst nöthig sey und daß die Erde lang in Verwirrung liegen müßte, um zu erfahren, welcher Ehrgeizige durch Ränke das Recht, die Pforten des Himmels zu öffnen, erringen werde.

Vor seiner Wahl hatte Luna versprochen, dem Frieden zu Liebe abzudanken; er wollte aber davon nichts ins Werk setzen. Ein vornehmer Venetianer, Namens Corario, den man zu Rom erwählte, leistete den nämlichen Eid, und hielt ihn nicht besser. Die Kardinäle der einen und der andern Partei, müde der allgemeinen und besondern Zwiste, welche der Kampf um die Tiare nach sich zog, kamen endlich überein, zu Pisa eine allgemeine Versammlung zu veranstalten. Vier und zwanzig Kardinäle, sechs und zwanzig Erzbischöfe, hundert zwei und neunzig Bischöfe, zweihundert neun und achtzig Aebte, die Abgeordneten aller Hochschulen, die Abgeordneten von den Capiteln aus hundert und zwei Metropolen, dreihundert Doctoren der Theologie, der Großmeister von Malta und die Gesandten aller Könige waren bei der Versammlung zugegen. Man erwählte hier einen neuen Pabst, Peter Philargi, Alexander V. Die Frucht der großen Versammlung war, daß man drei Päbste oder Gegenpäbste statt zwei hatte. Kaiser Robert wollte die Versammlung gar nicht anerkennen, alles wurde noch verwirrter als vorher.

Man muß Roms Schicksal beklagen. Man gab

ihm wider seinen Willen einen Bischof und einen Fürsten: französische Heerhaufen unter dem Befehle von Tanneguy du Châtel verheerten es wieder, um ihm seinen dritten Pabst aufzudrängen. Der Venetianer Corario trug seine Tiare nach Gaieta unter den Schutz Karls von Durazzo, der damals in Neapel regierte. Peter Luna verlegte seinen Sitz nach Perpignan. Rom wurde geplündert, aber ohne Frucht für den dritten Pabst; er starb auf dem Wege, und die Staatskunst, die damals herrschte, war die Ursache, daß man ihn vergiftet glaubte.

Die Kardinäle der pisanischen Versammlung, die ihn erwählt, bemeisterten sich Roms und setzten Balthasar Cozza, einen Neapolitaner, an seine Stelle. Dieß war ein Kriegsmann; er war Seeräuber gewesen und hatte sich in den Unruhen ausgezeichnet, welche der Zwist Karls von Durazzo und des Hauses Anjou wieder erregte; hernach als Botschafter in Deutschland, hatte er sich durch den Verkauf von Ablaßzetteln bereichert; in der Folge kaufte er, theuer genug, den Kardinalshut, eben so theuer, als seine Buhlerin Katharina, die er ihrem Gatten entriß. Bei den Umständen, in denen Rom sich befand, war ihm vielleicht ein solcher Pabst nothwendig, es bedurfte mehr eines Kriegers, als eines Gottesgelehrten.

Seit Urban VI. unterhandelten, bannten und beschränkten die Päbste ihre Staatsweisheit auf Geldeinzüge; dieser führte Krieg. Er wurde von Frankreich und dem größten Theile Europas unter dem Namen Johann XXIII. anerkannt. Der Pabst von Perpignan war nicht furchtbar; wohl der von Gaieta, weil der König von Neapel ihn beschützte. Johann XXIII. versammelt Heerhaufen, predigt einen Kreuzzug gegen Lancelot, König von Neapel, bewaffnet Ludwig von Anjou, den er mit Neapel belehnt. Man schlug sich bei

Garrigliano: die Partei des Pabstes ist sieghaft; aber da Dankbarkeit keine Herrschertugend und Staatsrücksichten mächtiger wirken, als alles übrige, nimmt der Pabst, seinem Wohlthäter und Rächer, Ludwig von Anjou die Belehnung. Er erkennt Lancelot, seinen Gegner, unter der Bedingung als König an, daß man ihm den Venetianer Corario ausliefere.

Lancelot, der nicht wollte, daß Johann zu mächtig würde, ließ Corario entwischen. Der irrende Pabst floh in das Schloß Rimini zu Malatesta, einem der kleinen Herren Italiens. Hier, wo er nur von Almosen lebte, und nur von dem Herzoge von Baiern anerkannt war, schleuderte er gegen alle Könige den Bannstrahl und sprach als Herrscher der Welt.

Der Seeräuber Johann XXIII, der einzige rechtliche Pabst, weil er von den Kardinälen der pisanischen Versammlung erwählt zu Rom anerkannt wurde, und dem durch die nämliche Versammlung gewählten Pabste nachfolgte, war allein wirklich Pabst; aber er hatte seinen Wohlthäter Ludwig von Anjou verrathen, und ebenso verrieth ihn Lancelot, dessen Wohlthäter er war.

Der siegreiche Lancelot wollte zu Rom herrschen. Er überfiel die unglückliche Stadt. Johann XXIII. hatte kaum Zeit, zu entwischen. Zum Glück gab es damals in Italien freie Städte. Wie Corario, einem von den Herren sich übergeben, hieß in Knechtschaft gehen: er warf sich in die Arme der Florentiner, die für ihre Freiheit und den Pabst zugleich gegen Lancelot kämpften.

Lancelot erhielt das Uebergewicht; der Pabst wurde in Bologna belagert. Da hatte er eine Hülfe an Kaiser Sigismund, der nach Italien herabgestiegen war, um mit den Venetianern einen Vertrag zu schließen. Sigismund als Kaiser mußte sich durch Demüthi-

gung der Päbste erheben, und war der natürliche Feind Lancelots, des Gewaltherrschers von Italien. Johann XXIII. schlug dem Kaiser ein Bündniß und eine Kirchenversammlung vor; ein Bündniß, um den gemeinschaftlichen Feind zu verjagen, eine Kirchenversammlung, um sein Recht auf den päbstlichen Stuhl zu bestätigen: die Kirchenversammlung war sogar nöthig geworden; Sigmund und Johann XXIII. beriefen sie in die kleine Stadt Konstanz; aber Lancelot stellte seine sieghaften Waffen allen Unterhandlungen entgegen. Nur ein außerordentlicher Streich konnte den Pabst und den Kaiser von diesem Gegner befreien. Lancelot starb im dreißigsten Jahr an heftigen plötzlichen Schmerzen (1414); der Gebrauch des Giftes galt damals für häufig.

Johann XXIII, von seinem Gegner befreit, hatte nichts mehr, als den Kaiser und die Kirchenversammlung zu fürchten. Er wollte diesen europäischen Senat hinausschieben, der über die Päbste richten konnte; die Versammlung war angesagt, der Kaiser beschleunigte sie, und alle, die das Recht hatten, zu erscheinen, eilten, dort den Titel als Schiedsrichter der Christenheit zu genießen.

Zwei und siebzigstes Kapitel.

Kirchenversammlung zu Konstanz.

An dem westlichen Gestade des konstanzer Sees wurde die Stadt des nämlichen Namens nach der Sage von Constantin erbaut. Sigismund erwählte sie zur Bühne, wo dieses Schauspiel aufgeführt werden sollte.

Nie war eine Versammlung zahlreicher, als die pisanische: die Versammlung von Konstanz war noch mehr.

Außer der Menge Prälaten und Doctoren erschienen hier 128 große Reichsvasallen; der Kaiser war fast immer zugegen; die Wähler von Mainz, Sachsen, Pfalz, Brandenburg, die Herzoge von Baiern, Oestreich und Schlesien waren anwesend; 27 Gesandte vertraten ihre Herrscher: jeder wetteiferte in Pracht und Aufwand. Man kann dieß aus den funfzig Goldarbeitern entnehmen, die während der Versammlung mit ihren Gesellen hieher kamen; man zählte 500 Fiedler und 718 Buhlerinnen, die unter dem Schutze der Obrigkeit lebten. Man mußte hölzerne Hütten bauen, um alle diese Werkzeuge der Ueppigkeit und Unmäßigkeit, welche die Herrn und, wie man sagt, die Väter der Versammlung mit sich schleppten, unterzubringen. Man schämte sich dieser Sitte nicht; sie war fast in allen Staaten gebilligt, wie fast bei allen Völkern des Alterthums. Die französische Kirche gab jedem zur Versammlung abgeordneten Erzbischofe täglich 10 Franken, 8 einem Bischof, 5 einem Abt, und 3 einem Doctor.

Ehe wir sehen, was sich in den Ständen der Christenheit ereignete, muß ich mit kurzen Worten erinnern, welches damals die Hauptfürsten in Europa, und in welchem Stande ihre Besitzungen waren.

Sigismund verband das Königreich Ungarn mit der Kaiserwürde: er war gegen den berühmten türkischen Sultan Bajesid unglücklich gewesen; Ungarn erschöpft, Deutschland getheilt und von dem Joche der Moslems bedroht. Er hatte von seinen Unterthanen noch mehr zu leiden, als von den Türken; die Ungarn hatten ihn in den Kerker geworfen, und Lancelot, dem König von Neapel, die Krone angeboten. Seinem Gefängniß entron-

nen stellte er seine Macht in Ungarn wieder her, und endlich wurde er zum Oberhaupt des Reiches erwählt.

In Frankreich hatte der unglückliche, wahnsinnige Karl VI. den Namen des Königes: seine Vetter, mit der Zerfleischung Frankreichs beschäftigt, waren auf die Versammlung weniger aufmerksam; sorgten indeß dafür, daß nicht der Kaiser als Herr von Europa erscheine. Ferdinand regierte in Arragonien und bekümmerte sich um seinen Pabst Peter Luna.

Johann II, König von Kastilien, hatte keinen Einfluß auf die Angelegenheiten Europas; er folgte Lunas Partei. Navarra war auch unter seine Anhänger zu zählen.

Heinrich V, König von England, mit der Eroberung Frankreichs beschäftigt, wünschte, daß das zerrissene gedemüthigte Pabstthum nie mehr England brandschatzen, oder sich in die Rechte der Throne mischen dürfe, und er hatte Geist genug, um zu wünschen, der Name Pabst möchte für immer abgeschafft werden.

Rom, von den französischen Truppen befreit, jedoch im Besitze der Engelsburg und Johann XXIII. wieder gehorsam, liebte seinen Pabst nicht, und fürchtete den Kaiser.

Die streitvollen Städte Italiens legten fast keinen Stein in die Wagschale; Venedig, das nach der Herrschaft Italiens trachtete, benutzte seine Unruhen und die der Kirche.

Um eine Rolle zu spielen, beschützte der Herzog von Baiern den Pabst Corario und Friedrich, Herzog von Oesterreich suchte ihm nur in den Weg zu treten.

Sigismund machte sich zum Herrn der Versammlung, indem er zur Sicherheit der Väter Konstanz mit Soldaten umzingelte. Der Seeräuber und Pabst Johann hätte wohl besser gethan, nach Rom zurück zu

kehren, wo er gebieten konnte, als sich in die Hände eines Kaisers zu geben, der ihn verderben konnte. Er verband sich mit dem Herzog von Oestreich, dem Erzbischof von Mainz und Herzog von Burgund; das war sein Verderben. Der Kaiser wurde sein Feind. So gesetzlich der Pabst war, forderte man doch von ihm, der Tiare zu entsagen, wie Luna und Corario: er versprach es feierlich, und bereute es sogleich wieder, er war mitten in der Versammlung, in welcher er den Vorsitz führte, ein Gefangener (1415); nur in der Flucht war für ihn noch Heil; der Kaiser ließ ihn in der Nähe beobachten. Der Herzog von Oestreich wußte kein anderes Mittel, die Flucht des Pabstes zu begünstigen, als der Versammlung das Schauspiel eines Turniers zu geben. Mitten im Getümmel des Festes entfloh der Pabst als Postknecht verkleidet. Der Herzog von Oestreich reiste sogleich nach ihm ab. Beide flüchteten in einen Theil der Schweiz, der noch dem Hause Oestreich gehörte. Der Pabst sollte durch den Herzog von Burgund, der durch seine Staaten und sein Ansehen in Frankreich mächtig war, geschützt werden. Eine neue Kirchentrennung war im Anzuge, die an den Pabst gefesselten Häuptlinge zogen sich schon von Konstanz zurück, und die Versammlung konnte durch den Gang der Ereignisse eine Rotte Empörer werden. Sigismund, bei so vielen Gelegenheiten unglücklich, war hier glücklich. Er hatte Truppen in Bereitschaft und bemächtigte sich der Länder des Herzogs von Oesterreich im Elsaß, in Tyrol und der Schweiz. Der Fürst, zur Versammlung zurückgekehrt, bat kniend den Kaiser um Gnade; er versprach ihm mit gefalteten Händen nichts gegen seinen Willen zu unternehmen, und verspricht ihm alle seine Staaten zur Verfügung, falls er untreu wäre. Der Kaiser gab endlich dem Herzoge von Oestreich die Hand, und ver-

zieh ihm unter der Bedingung, daß er ihm den Pabst ausliefere.

Der flüchtige Pabst wurde in Freiburg im Breisgau ergriffen, und in ein benachbartes Schloß gebracht. Inzwischen ordnete die Kirchenversammlung seinen Proceß an.

Man klagte ihn an, er habe Pfründen und Reliquien verkauft, den Pabst, seinen Vorgänger, vergiftet, und mehrere Personen ermordet: die zügelloseste Gottlosigkeit, die schimpflichen Ausschweifungen, Sodomiterei und Verläumdung wurden ihm Schuld gegeben. Aber man unterdrückte 50 Artikel der mündlichen Verhandlung, die für das Pabstthum zu schmählich waren; endlich verlas man in Gegenwart des Kaisers das Urtheil der Absetzung. Der Spruch lautet: „die Versammlung behalte sich das Recht vor, den Pabst für sein Verbrechen im Wege des Rechts oder der Gnade zu bestrafen."

(29 Mai 1415.) Johann XXIII, der früher so viel Muth zu Land und zur See im Kampfe gezeigt, war voll Ergebung, als man ihm im Gefängniß sein Urtheil vorlas. Der Kaiser hielt ihn drei Jahre in Mannheim gefangen, mit einer Strenge, die dem Pabst eben so viel Mitleid gewann, als seine Verbrechen ihm Haß erregten.

Der wahre Pabst war abgesetzt. Man wollte von denen, die es zu seyn behaupteten, die Entsagung. Corario schickte die seinige; aber der stolze Spanier Luna wollte sich nicht beugen. Seine Absetzung war keine Schwierigkeit, aber die Pabstwahl war eine. Die Kardinäle sprachen das Wahlrecht an, die Versammlung, welche die Christenheit vertrat, gleichfalls. Man mußte der Kirche ein Oberhaupt geben und Rom einen Herrn: es war rechtlich, daß die Kardinäle, welche den Rath des Fürsten von Rom bilden und die Väter

der Versammlung, die mit ihm die Kirche vertreten, insgesammt das Stimmrecht genossen. Dreißig Abgeordnete der Versammlung im Verein mit den Kardinälen (1417) erwählten einstimmig Otto Colonna, eben aus dem Hause der Colonna's, das der Pabst Bonifazius bis in das fünfte Geschlecht mit dem Banne belegte. Dieser Pabst, der seinen schönen Namen gegen den Namen Martin umtauschte, besaß die Eigenschaften eines Fürsten und die Tugenden eines Bischofs.

Nie wurde ein Bischof prachtvoller eingeweiht; er zog in die Kirche auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Churfürst von der Pfalz am Zügel hielten; eine Menge Fürsten und die volle Versammlung bildete den Zug. Man krönte ihn mit der dreifachen Krone, welche die Päbste fast seit zwei Jahrhunderten trugen.

Die Väter der Versammlung waren anfangs nicht zusammen gekommen, um einen Pabst abzusetzen, ihr Hauptgegenstand schien die Verbesserung der ganzen Kirche zu seyn: das war vorzüglich das Ziel des bekannten Gerson und der andern Abgeordneten der Hochschule von Paris. Man hatte zwei Jahre lang in der Versammlung gegen die Annaten, Lossprechungen, Vorbehalte, Auflagen der Päbste auf die Geistlichkeit zum Vortheil des römischen Hofes, gegen alle Laster, in welchen die Kirche schwamm, gepredigt. Welches war die so lang erwartete Verbesserung? Der Pabst erklärte: erstlich, man dürfe ohne Kenntniß der Sache keine Lossprechung geben; zweitens, man werde die vereinigten Pfründen untersuchen. Drittens, man müsse nach dem öffentlichen Rechte über die Einkünfte unbesetzter Kirchenstellen verfügen; viertens verbot er vergeblich die Simonie; fünftens wollte er, daß die, welche eine Pfründe besitzen, sich eine Platte scheren ließen; sechstens verbot er, in weltlichem Kleide Messe

zu lesen. Das sind die Gesetze, die von der feierlichsten Versammlung der Welt ausgesprochen wurden. Die Versammlung erklärte, sie stehe über dem Pabste, diese Wahrheit war ganz klar, weil sie ihm den Proceß machte, aber eine Versammlung geht vorüber, das Pabstthum bleibt, und bei ihm die Gewalt.

Gerson hatte viele Mühe, um die Verdammung der Ansicht durchzusetzen, daß es Fälle gäbe, wo der Meuchelmord eine tugendhafte Handlung sey, die bei einem Ritter verdienstlicher sey als bei einem Knappen, und noch mehr bei einem Fürsten, als bei einem Ritter. Diese Lehre über den Meuchelmord war durch einen gewissen Johann Petit, Doctor der Hochschule zu Paris, unterstützt worden, als der Herzog von Orleans, der eigene Bruder des Königs, ermordet wurde. Die Versammlung wich lange Gersons Forderungen aus. Endlich mußte sie diese Lehre verdammen, aber ohne den Franciscaner Johann Petit oder Johann von Rocha, seinen Vertheidiger, der gleichfalls Franciscaner war, zu nennen.

Das ist das Bild, das ich von allen Staatssachen, welche die konstanzer Versammlung beschäftigte, geben zu müssen glaubte. Die Scheiterhaufen, welche der Religionseifer entflammte, sind anderer Art.

Drei und siebzigstes Kapitel.

Johannes Huß und Hieronymus von Prag.

Alles, was wir in dem Gemählde der Weltgeschichte rblickten, zeugt von der Unwissenheit, in welche die

Völker des Abendlandes versunken waren. Bei der Zerstücklung des Reiches waren die den Römern unterwürfigen Völker Barbaren geworden, und die andern waren es immer gewesen. Lesen und Schreiben war vor Friederich II. eine seltene Wissenschaft; und die bekannte Belohnung der Gelehrsamkeit, vermöge der ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, falls er lesen konnte, begnadigt wurde, ist der größte Beweis der Rohheit jener Zeiten. Je unwissender die Menschen waren, um so mehr gab die Wissenschaft, und vorzüglich die Wissenschaft der Religion, der Geistlichkeit und den Mönchen bei ihnen das natürliche Ansehen, das die Ueberlegenheit des Geistes dem Lehrer bei den Schülern giebt.

Aus diesem Ansehen entsprang Macht; es gab keinen Bischof in Deutschland und in dem Norden, der nicht Herrscher war; keinen in Spanien, Frankreich und England, der nicht königliche Rechte hatte, oder darum stritt. Fast jeder Abt wurde ein Fürst, und die Päbste, wenn gleich verfolgt, waren die Könige aller Herrscher. Die an den Ueberfluß gefesselten Laster, und das Unglück, welches dem Ehrgeiz folgt, stürzten endlich die meisten Bischöfe und Aebte in die Unwissenheit der Laien. Die Hochschulen zu Bologna, Paris und Oxford, im dreizehnten Jahrhundert gegründet, pflegten die Wissenschaft, die eine zu reiche Geistlichkeit im Stiche ließ.

Die Doctoren dieser Hochschulen, die nur Doctoren waren, brachen bald gegen das Aergerniß der Geistlichkeit hervor, und die Sucht, sich auszuzeichnen, bewog sie, die Geheimnisse zu prüfen, die wegen des lieben Friedens immer hinter dem Schleier bleiben sollten. Johann von Wikleff, Doctor der Hochschule zu Oxford, zerriß am ungestümmsten den Schleier. Er predigte und schrieb, während Urban V. und Klemens die Kirche durch ihre Spaltung verwüsteten, und der eine

Staatsbibliothek Bamberg

gegen den andern zu Kreuzzügen aufrief. Er behauptete, man müsse immer das thun, was Frankreich eine Zeitlang that, keinen Pabst anerkennen. Dieser Gedanke wurde von vielen Herrn aufgefaßt, die schon längst mit Erbitterung England wie eine römische Provinz behandelt sahen, aber er wurde von allen bekämpft, welche die Frucht dieser Unterdrückung theilten. Wikleff war in seiner Theologie weniger geschützt als in seiner Politik, er erneuerte die alten in Berengar geächteten Ansichten; er behauptete, man dürfe nicht unmögliches und sich widersprechendes glauben; eine Eigenschaft könne nicht ohne ein Wesen bestehen; der nämliche Körper nicht zugleich an hunderttausend Orten seyn. Solche übertriebene Lehren seyen im Stande, in jedem Geiste, der noch einen Funken von Vernunft bewahrt, das Christenthum zu zerstören, mit einem Worte, das Brod und Wein des Abendmahls bleiben Brod und Wein. Er wollte das Glaubensbekenntniß des Abendlandes, die Ablaßzettel, in denen man die Gerechtigkeit Gottes verkaufte, die von ihrer ursprünglichen Einfachheit entfernte Hierarchie zerstören. Was die Waldenser damals im Geheimen lehrten, lehrte er öffentlich. Seine Lehre glich fast der protestantischen, die etwas über ein Jahrhundert nach ihm erschien, und noch mehr der einer schon lange vorher gegründeten Gesellschaft. Seine Lehre wurde durch die Hochschule von Oxford durch die Bischöfe und Geistlichkeit zurückgedrängt, aber nicht erstickt. Seine Handschriften, wenn gleich dunkel und nicht recht geordnet, wurden durch die Neugierde verbreitet, welche der Gegenstand des Streits und die Kühnheit des Verfassers erregte, dessen untadlicher Wandel seinen Ansichten ein Gewicht gab. Diese Werke drangen nach Böhmen, einem vor kurzem noch barbarischen Lande, das von der plumpsten Unwissenheit zu einer andern Art von Unwissenheit

überging, die man damals Gelehrsamkeit nannte. Kaiser Karl IV, der Gesetzgeber Deutschlands und Böhmens, hatte in Prag nach dem Muster der Pariser eine Hochschule gegründet. Schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts zählte man hier gegen 20,000 Studenten. Die Deutschen hatten in dem Rathe der Academie drei Stimmen und die Böhmen eine. Johann Huß, ein geborener Böhme, der auf dieser Hochschule Baccalaureus und bei der Königin Sophia von Baiern, Wenzels Gattin, Beichtvater wurde, setzte es bei dieser Königin durch, daß seine Landsleute drei Stimmen erhielten, und die Deutschen nur eine. Erbittert zogen sich die Deutschen zurück, und eben so viele unversöhnliche Feinde machte sich Huß. Um diese Zeit erhielt er einige Werke von Wikleff. Er verwarf beständig die Lehre, aber nahm alles an, was die Galle des Engländers gegen das ärgerliche Leben der Päbste und Bischöfe, gegen den leichtsinnigen wüthenden Wurf der Bannstrahlen, kurz gegen die ganze kirchliche Gewalt, die Wikleff für eine Anmaßung hielt, ausgoß. Dadurch machte er sich wohl große Feinde, aber er gewann sich auch große Gönner, vorzüglich die Königin, die er leitete. Man klagte ihn vor Pabst Johann XXIII. an, und forderte ihn im Jahre 1411 vor seinen Richterstuhl. Er erschien nicht. Inzwischen trat die Kirchenversammlung zu Konstanz zusammen, welche über die Päbste und die Meinungen der Menschen entscheiden sollte, er wurde dahin geladen (1414); der Kaiser selbst schrieb nach Böhmen, man solle ihn herbei schicken, damit er über seine Lehre Rechenschaft ablege.

Voll Vertrauen ging Johann Huß zur Versammlung, wohin weder er, noch der Pabst hätte gehen sollen. Er langte hier an von einigen böhmischen Edelleuten und mehreren seiner Schüler begleitet, und was

sehr wesentlich ist, er kam mit einem kaiserlichen Geleitsbrief vom 18. October 1414 an, dem günstigsten und ausgedehntesten Geleitsbriefe, den man nur immer geben konnte, und durch den der Kaiser ihn unter seinen Schutz für seine Reise, seinen Aufenthalt und seine Rückkehr nahm. Kaum war er angelangt, als man ihn ins Gefängniß warf; man leitete seinen Proceß zur nämlichen Zeit, wie gegen den Pabst ein, er floh, wie der heilige Vater, und wurde, wie er, eingefangen. Beide wurden einige Zeit in dem nämlichen Gefängniß bewacht.

(1415.) Endlich erschien er mehrmals mit Ketten belastet; man fragte ihn über etliche Stellen seiner Schriften. Man muß gestehen, jeder kann verderbt werden, wenn man seine Worte deutet; welcher Doctor, welcher Schriftsteller ist noch seines Lebens sicher, wenn man jeden zum Scheiterhaufen verdammt, welcher sagt: „eine katholische Kirche schließe in ihren „Schoß nur die Auserwählten, kein Verworfener „sey in dieser Kirche, die weltlichen Herren müssen „die Priester zur Beobachtung des Gesetzes verpflichten, und ein schlechter Pabst sey nicht der Stellver„treter Jesu Christi?" — Das waren die Sätze des Huß. Er erklärte sie alle auf eine Art, die ihm Begnadigung erwerben konnte, allein man verstand sie auf eine Art, die ihn verdammen mußte. Ein Vater der Versammlung sagte ihm: „wenn du nicht das Allgemeine a parte rei glaubst, so glaubst du nicht die wirkliche Gegenwart. „Welche Folgerung, und wovon hing damals ein Menschenleben ab! Ein anderer sagte zu ihm: wenn die heilige Versammlung ausspricht, du seyest einäugig, vergeblich wärest du mit zwei trefflichen Augen versehen, du müßtest gestehen, du seyest einäugig."

Johann Huß nahm von Wikleff keinen Satz an,

der heut zu Tage die Protestanten von der römischen Kirche trennt; doch wurde er zum Feuertode verdammt. Wenn ich nach der Ursache einer solchen Grausamkeit mich umsehe, kann ich keinen andern Grund entdecken als den Geist der Hartnäckigkeit, den man in den Schulen schöpft. Die Väter der Versammlung wollten durchaus, daß Huß widerrufe. Johann Huß, überzeugt, er habe Recht, wollte nicht bekennen, daß er sich getäuscht habe. Von Mitleid ergriffen, sagte der Kaiser zu ihm: „was kostet es dich, Irrthümer abzu„schwören, die man dir fälschlich zugeschrieben? Ich „bin bereit im Augenblicke alle Arten von Irrthümern „abzuschwören, folgt daraus, daß ich sie gehabt?" Huß war unbeugsam, er erkannte den Unterschied zwischen abschwören von Irrthümern im Allgemeinen und widerrufen wegen Eines Irrthums. Er wollte eher verbrannt werden, als zugestehen, er habe Unrecht.

Die Versammlung war eben so unbeugsam als er: aber die Hartnäckigkeit, welche in den Tod führt, hat etwas Heldenartiges, die, welche dazu verdammte, war grausam. Des Geleitsbriefes ungeachtet befahl der Kaiser dem Churfürsten von der Pfalz, ihn zum Tode zu schleppen. Er wurde lebendig verbrannt in Gegenwart des Churfürsten, und lobte Gott, bis die Flamme seine Stimme erstickte.

Einige Monate nachher übte die Versammlung gegen einen Schüler und Freund von Huß, Hieronymus von Prag, die, nämliche Grausamkeit aus. Er war Huß an Geist und Beredtsamkeit weit überlegen. Anfangs unterschrieb er die Verdammung der Lehre seines Meisters, aber als er gehört, mit welcher Seelengröße Huß gestorben, schämte er sich zu leben. Er widerrief öffentlich, und ward auf den Scheiterhaufen geschickt. Poggio, ein Florentiner, Geheimschreiber Johanns XXIII, und einer der ersten Wiederhersteller

der Wissenschaften, der bei seiner Untersuchung und seinem Tode zugegen war, sagt, nie habe er etwas gehört, das der Beredtsamkeit der Griechen und Römer so nahe gekommen, als die Reden des Hieronymus vor seinen Richtern: „er sprach," sagt er, „wie Socrates, und schritt auf den Scheiterhaufen mit eben der Freudigkeit, als Socrates die Schierlingsschale leerte."

Da Poggio diese Vergleichung angestellt hat, so möge mir erlaubt seyn, beizufügen, Socrates sey allerdings wie Huß und Hieronymus verurtheilt worden, weil sie sich die Feindschaft der Sophisten und Priester ihrer Zeit zuzogen; aber welch ein Unterschied zwischen den Sitten der Athener und der konstanzer Versammlung, zwischen der Schale eines sanften Giftes, das fern von jedem schauderhaften, ehrlosen Scheine ruhig in der Mitte seiner Freunde einen Bürger aushauchen ließ, und dem schrecklichen Feuertode, in den Priester, Diener der Milde und des Friedens, andere Priester, die freilich zu hartnäckig, aber rein und wunderbar muthvoll waren, stürzten! Ich muß noch bemerken, daß in dieser Versammlung ein Mann, der aller Verbrechen angeklagt wurde, nur seine Ehrenämter verlor, und zwei andere, die angeklagt wurden, falsche Schlüsse gemacht zu haben, den Flammentod litten.

So war die berühmte konstanzer Kirchenversammlung, die vom 1. November 1413 bis zum 18. Mai 1418 dauerte. Weder der Kaiser, noch die Väter der Versammlung hatten die Folgen der Hinrichtung des Huß und des Hieronymus voraus gesehen. Aus ihrer Asche flammte ein Bürgerkrieg auf. Die Böhmen hielten ihr Volk beleidigt, sie schoben den Tod ihrer Landsleute auf die Rachsucht der von der Prager Hochschule abgegangenen Deutschen; sie warfen dem Kaiser

Verletzung des Völkerrechtes vor. Endlich, einige Zeit nachher (1419.), als Sigismund seinem Bruder Wenzel in Böhmen nachfolgen wollte, fand er, wenn gleich Kaiser und König von Ungarn, daß der Scheiterhaufen zweier Bürger ihm den Weg zum Prager Throne verschließe. Vierzigtausend rächten Huß. Es waren dieß wilde Thiere, welche die Strenge der Kirchenversammlung entflammte und entfesselte.

Die Priester, welche ihnen begegneten, zahlten mit ihrem Blute die Grausamkeit der Väter von Konstanz. Johann, mit dem Beinamen Ziska oder der Einäugige, der barbarische Häuptling dieser Barbaren, schlug Sigismund mehr als einmal. Als Ziska in einer Schlacht das letzte Auge verlor, zog er dennoch an der Spitze seiner Scharen, gab den Führern seinen Rath und half zu ihren Siegen. Er befahl, aus seiner Haut nach seinem Tode ein Trommelfell zu machen; man gehorchte ihm: noch dieser Ueberbleibsel von ihm war für Sigismund lange unheilvoll, der kaum nach 16 Jahren mit den Streitkräften Deutschlands und den Schrecken der Kreuzzüge, Böhmen wieder gewinnen konnte. Er erfuhr 16 Jahre der Verwüstung, weil er seinen Geleitsbrief verlegte.

Vier und siebzigstes Kapitel.

Zustand Europas zur Zeit der konstanzer Kirchenversammlung.

Wenn man über diese Versammlung nachdenkt, die unter den Augen eines Kaisers, so vieler Fürsten und

Gesandten über die Absetzung des Priesterherrschers und Wenzels gehalten wurde, bemerkt man, daß das katholische Europa wirklich einen ungeheuren getümmelvollen Freistaat bildete, an dessen Spitze der Pabst und der Kaiser standen, und dessen getrennte Glieder Königreiche, Landschaften, freie Städte unter zwanzig verschiedenen Regierungen waren. Es gab keine Sache, in die sich nicht der Kaiser und der Pabst mischte; alle Theile der Christenheit stimmten selbst mitten unter den Zwisten zusammen. Europa war im Großen, was Griechenland, nur nicht so gebildet.

Rom und Rhodus waren zwei, allen Christen der lateinischen Kirche gemeinsame Städte; sie hatten in dem türkischen Sultan einen gemeinsamen Feind. Die beiden Häupter der katholischen Welt, der Kaiser und der Pabst, hatten genau genommen nichts, als die Größe der Meinung, keine wirkliche Macht. Wenn Sigismund nicht Böhmen und Ungarn, von denen er zudem sehr wenig bezog, gehabt hätte, so wäre der Kaisertitel für ihn lästig gewesen. Die Krongüter des Reiches waren insgesammt in fremde Hände gekommen; die Fürsten und Städte Deutschlands bezahlten keine Abgaben.

Der germanische Körper war auch frei, aber nicht so gut geordnet, als er es durch den westphälischen Frieden wurde. Der Titel eines Königs von Italien war eben so leer, als der eines Königs von Deutschland; der Kaiser besaß nicht Eine Stadt über den Alpen.

Immer bleibt die nämliche Aufgabe zu lösen, wie Italien seine Freiheit nicht befestigte und nicht den Fremdlingen den Eintritt für immer verschloß: es arbeitete stets dahin, und durfte damals sich schmeicheln, zum Ziele zu gelangen: es war in blühendem Zustande. Das Haus Savoyen vergrößerte sich, ohne

mächtig zu seyn; die Oberherren des Landes, die Lehnsträger des Reichs waren Grafen. Sigismund, der wenigstens Titel verschenkte, machte sie im Jahr 1416 zu Herzogen; heut zu Tage sind sie unabhängige Könige, trotz des Titels Lehnsträger. Die Visconti besaßen ganz Mailand, dieses Gebiet wurde in der Folge unter den Sforza noch mächtiger.

Die gewerbsamen Florentiner wurden durch Freiheit, Geist und Handel bedeutend. Man sah nur kleine Staaten bis an die Gränze des Königreiches Neapel, die alle nach Freiheit strebten. Diese Weise dauerte in Italien von dem Tode Friedrichs II. bis zu den Zeiten der Päbste Alexanders VI. und Julius II; ein Zeitraum von ungefähr drei Jahrhunderten. Diese drei Jahrhunderte gingen unter Parteien, Kämpfen der Eifersucht, kleinen Unternehmungen der einen Stadt gegen die andere, unter Zwingherren, welche sich dieser Städte bemächtigten, vorüber. Es ist ein Bild des alten Griechenlands, aber ein barbarisches Bild; man pflegte die Künste und verschwor sich; wußte aber nicht sich zu schlagen, wie bei den Thermopylen und Marathon.

Man blicke in die Geschichte Castracanis von Macchiavell, des Zwingherren von Lucca und Pistoja, zu den Zeiten des Kaisers Ludwig von Baiern: ähnliche Unternehmungen, glücklich oder unglücklich, sind die Geschichte von ganz Italien. Man lese das Leben Ezzelino's und Aromanos, des Zwingherrn von Padua, das sein Zeitgenosse, Pietro Gerardo, sehr artig und schön beschrieb: Er versichert, daß Ezzelino mehr als zwölftausend Bürger von Padua im dreizehnten Jahrhundert tödtete. Der päbstliche Botschafter, der ihn bekämpfte, ließ eben so viel in Vicenza, Verona und Ferrara ermorden. Ezzelino wurde endiich gefangen, und seine ganze Familie starb unter den schauderhaftesten

Qualen. Eine Familie von Bürgern aus Verona, Namens Scala, bemächtigte sich gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts der Herrschaft, und gebot hier hundert Jahre: diese Familie unterwarf sich gegen das Jahr 1330 Padua, Vicenza, Treviso, Parma, Brescia und andere Gebiete; aber im funfzehnten Jahrhundert war auch nicht die geringste Spur dieser Macht mehr übrig. Die Visconti, die Sforza, Herzoge von Mailand, sind noch schneller und unwiederbringlich vorüber gegangen. Von allen Herren, welche die Romagna und Umbrien theilten, sind heut zu Tage kaum noch zwei oder drei Familien übrig, die Unterthanen des Pabstes geworden sind.

Wenn man die Jahrbücher der Städte Italiens durchgeht, findet man in jeder Verschwörungen, mit eben so viel Kunst als die catilinarische angezettelt. Man konnte in so kleinen Staaten sich nicht mit Heeren empören oder vertheidigen: Meuchelmorde, Vergiftungen traten hier häufig an die Stelle. Ein Volksaufstand erhob, ein anderer stürzte einen Fürsten. Z. B. in Mantua ging es von Zwingherrn zu Zwingherrn bis zum Hause Gonzaga, das sich im Jahr 1328. festsetzte.

Venedig allein hatte immer seine Freiheit bewahrt, die es dem umgebenden Meere und der Klugheit seiner Verwaltung verdankt. Genua, seine Nebenbuhlerin, überzog es mit Krieg, und bezwang es am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Aber Genua wankte sofort von Tag zu Tag, und Venedig erhob sich bis zur Zeit Ludwigs XII. und Kaisers Maximilian, wo es Italien schreckte und alle Mächte eifersüchtig machte, die sich zu seinem Untergang verschwuren. Unter allen Regierungen war die venetianische allein geregelt, dauerhaft und gleichförmig: es hatte nur einen Grundfehler, der aber in den Augen des Senats keiner war, es fehlte einem Gegengewicht gegen die patricische Macht, und

für die Plebejer an Ermuthigung. Das Verdienst vermochte in Venedig nie, wie in dem alten Rom, einen einfachen Bürger zu erheben. Die Schönheit der englischen Verfassung, seit die Kammer der Gemeinen an der Gesetzgebung Theil hat, besteht gerade in dem Gegengewicht und in dem stets geöffneten Pfade, der den Würdigen zu Ehren führt.

Pisa, das heut zu Tage eine entvölkerte von Toscana abhängige Stadt ist, war im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ein berühmter Freistaat, der so bedeutende Flotten als Genua ins Meer sandte.

Parma und Piacenza gehörten den Visconti: die mit ihnen ausgesöhnten Päbste belehnten sie damit, weil die Visconti die Belehnung von den Kaisern nicht fordern wollten, deren Macht in Italien schwand. Das Haus Esthe, das die bekannte Gräfin Mathildis, die Wohlthäterin des heiligen Stuhles, gebar, besaß Ferrara und Modena. Sie hatte Ferrara vom Kaiser Otto III, und doch sprach der heilige Stuhl Rechte auf Ferrara an, und gab zuweilen die Belehnung, so wie mehrere Staaten der Romagna; eine Quelle ewiger Unruhe und Verwirrung. — Während der Versetzung des heiligen Stuhles von den Gestaden der Tiber an die der Rhone gab es in Italien zwei Mächte der Einbildung, von welchen alle andere Urkunden erhielten, um ihre Räubereien gesetzlich zu machen; und als der heilige Stuhl in Rom wieder hergestellt war, war er ohne wirkliche Macht und die Kaiser wurden bis auf Maximilian I. vergessen.

Kein Fremder besaß damals in Italien ein Stück Landes: das Haus Anjou in Neapel und das Haus Arragonien konnte man keine Fremde mehr nennen.

So konnte Italien, reich, mit blühenden Städten angefüllt, an geistvollen Männern fruchtbar, sich in den Stand setzen, von keinem Volke Gesetze anzunehmen.

Es hatte sogar einen Vortheil vor Deutschland voraus, daß nämlich kein Bischof, den Pabst ausgenommen, unbeschränkter Herr war, und alle die verschiedenen Staaten, durch weltliche regiert, zum Kriege geeigneter seyn mußten.

Wenn die Spaltungen, aus welchen manchmal die öffentliche Freiheit hervorgeht, Italien beunruhigen, brachen sie nicht minder in Deutschland hervor, wo die Herren, einer wie der andere, an Aemter Ansprüche hatten; Italien bildete keinen Körper, aber Deutschland. Die deutsche Trägheit hat bisher die Verfassung des Reiches gesondert und vollständig erhalten; Italien, minder groß als Deutschland, war nie im Stande, eine Verfassung sich zu geben, und troz des Geistes und der Bildung war es immer in mehrere schwache, unterjochte, durch fremde Völker mit Blut bespritzte Völker getheilt. Neapel und Sicilien, die unter den normännischen Eroberungen eine furchtbare Macht gebildet hatten, waren seit der sicilianischen Vesper eifersüchtige Staaten, die sich wechselseitig schadeten; die Schwachheiten der Johanna I. brachten Neapel und die Provence, die unter ihrer Botmäßigkeit standen, dem Untergange nahe; die noch schimpflicheren Schwachheiten Johannas II. vollendeten den Untergang. Diese Königin, die letzte des Geschlechts, das der Bruder des heiligen Ludwig nach Italien verpflanzt hatte, war ohne Bedeutung, wie ihr Reich, so lange sie regierte. Sie war die Schwester Lancelots, der in den Zeiten der Gesetzlosigkeit, vor der konstanzer Kirchenversammlung, Rom geschreckt hatte: aber es fehlte viel, daß Johanna furchtbar gewesen wäre. Ränke der Liebe und des Hofs waren die Schmach und das Unglück ihrer Staaten. Jacob von Bourbon, ihr zweiter Gemahl, erfuhr ihre Untreue, und als er sich beklagen wollte, warf man ihn ins Gefängniß; er war so glücklich zu

entfliehen, und seinen Schmerz und das, was man seine Schande nannte, zu Besançon in einem Franziscaner-Kloster zu verbergen.

Diese Johanna war, ohne es zu ahnden, die Ursache zweier großen Begebenheiten: die erste war die Erhebung der Sforza zum Herzogthum Mailand, die zweite der Krieg, den Karl VIII. und Ludwig XII. nach Italien trug. Die Erhebung der Sforza ist eines jener Spiele des Glücks, die zeigt, daß die Erde dem gehört, der sich ihr zu bemeistern vermag. Ein Bauer, Namens Jacomuzio, der in Kriegsdienste trat, wurde Günstling der Königin, Kronfeldherr von Neapel, Fahnenträger der Kirche und erwarb Reichthümer genug, um einem seiner Bastarde Mittel zu Eroberung des Herzogthums Mailands zu hinterlassen.

Das zweite für Italien und Frankreich so unheilvolle Ereigniß wurde durch Adoptionen herbeigeführt. Man hat bereits gesehen, daß Johanna I, Ludwig I, aus der zweiten Linie Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, Karl V. an Kindesstatt annahm: diese Adoptionem waren ein Ueberbleibsel der alten römischen Gesetze; sie gaben das Recht der Nachfolge, und der adoptirte Fürst vertrat Sohnesstelle; aber die Einstimmung der Barone war hiezu nothwendig. Johanna II. nahm anfangs Alfons V. von Arragonien, dem die Spanier den Beinamen des Weisen und Großmüthigen gaben, an Kindesstatt an: dieser weise und großmüthige Fürst war nicht eher als Erbe der Johanna anerkannt, bis er sie aller Gewalt beraubte, ins Gefängniß warf und ihr das Leben nehmen wollte. Franz Sforza, der Sohn des erlauchten Landmanns Jacomuzio, zeichnete sich in seinen ersten Waffenthaten aus und verdiente die Größe, die er in der Folge erstieg, als er die Wohlthäterin seines Vaters befreite. Die Königin nahm sofort einen Ludwig von Anjou an Kin-

desstatt an, einen Enkel dessen, der von Johanna I. so vergeblich an Kindesstatt angenommen wurde. Als dieser Fürst starb, 1435, setzte sie Renatus von Anjou, den Bruder des Verstorbenen, als ihren Erben ein. Diese doppelte Adoption war für Frankreich und Spanien eine doppelte Zwietrachtsfackel. Renatus von Anjou, durch eine Adoptiv-Mutter zur Herrschaft in Neapel und durch seine Gattin nach Lothringen gerufen, war in Neapel und Lothringen gleich unglücklich. Man nannte ihn König von Neapel, Sicilien, Jerusalem, Arragonien, Valenzia, Majorca, Herzog von Lothringen und der Baar. Er war von all dem nichts. Die Menge von unnützen, auf ohnmächtige Ansprüche gegründeten Titeln ist eine Quelle der Verwirrung, die unsere neuen Geschichten häufig unangenehm, wohl auch lächerlich machen. Die Geschichte Europas ist eine ungeheure Verhandlung von Heurathsverträgen, Geschlechtsverzeichnissen und strittigen Titeln geworden, die so dunkel als trocken sind, und große Ereignisse, die Betrachtung der Gesetze und Sitten, bemerkenswerthere Gegenstände in Schatten stellen.

Fünf und siebzigstes Kapitel.

Frankreich und England zur Zeit Philipps von Valois und Eduards III.

England erhielt unter Eduard I. am Ende des dreizehnten Jahrhunderts seine Stärke wieder. Eduard, der Nachfolger seines Vaters Heinrichs III, mußte freilich der Normandie, Anjou, Touraine, Erbgütern sei-

ner Vorfahren entsagen; aber er behielt Guienne (1283.), bemächtigte sich des Landes Wales, wußte die Laune der Engländer zu zügeln und zu beleben, und brachte ihren Handel so zur Blüthe als man damals konnte (1291.). Da das Haus Schottland erlosch, genoß er die Ehre zum Schiedsrichter zwischen den Werbern erwählt zu werden. Vorerst verpflichtete er das schottische Parlament zur Anerkennung, daß die Krone dieses Landes ein Lehen der englischen sey, sofort ernannte er Balliol, den er zu seinem Vasallen machte: endlich sprach Eduard das Königreich Schottland für sich an, und eroberte es nach mehreren Schlachten, konnte es aber nicht behaupten. Damals begann die Abneigung zwischen den Engländern und Schottländern, die trotz der Vereinigung beider Völker, wirklich noch nicht gänzlich erloschen ist. Unter diesem Fürsten begann man einzusehen, daß die Engländer Rom nicht lange zinsbar seyen: man gebrauchte Vorwände, um schlecht zu bezahlen und wich einer Gewalt aus, die man nicht gerade anzugreifen wagte.

Gegen das Jahr 1300 nahm das englische Parlament eine neue Gestalt an, die sich fast bis auf unsere Tage bewahrte. Den Titel Barone und Pairs trugen nur die, welche im Oberhause saßen. Das Haus der Gemeinen begann die Steuern zu regeln, weil das Volk allein sie bezahlte. Eduard I. gab der Kammer der Gemeinen ein Gewicht, damit es der Macht der Barone ein Gleichgewicht entgegen stelle: dieser Fürst, fest und klug genug, um sie zu schonen und nicht zu fürchten, gab diese Verfassung, die alle Vortheile des Königthums, der Adel= und Volksherrschaft vereinigt, die aber auch die Nachtheile aller drei hat, und nur unter einem weisen König bestehen kann. Sein Sohn war es nicht, England wurde zerrissen.

Eduard I. starb, als er Schottland zu erobern ge=

dachte, das dreimal unterjocht und dreimal aufrühre= risch war: sein Sohn, drei und zwanzig Jahr alt, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, ließ die Entwürfe des Vaters im Stich, um sich Lüsten hinzugeben, die eines englischen Königes unwürdiger erschienen als ei= nes andern. Seine Günstlinge erbitterten das Volk, und vorzüglich die Gemahlin des Königs, Isabella, die Tochter Philipps des Schönen, ein gefallsüchtiges, gebieterisches Weib, voll Eifersucht auf ihren Gemahl, den sie verrieth. In der öffentlichen Verwaltung er= blickte man nur Wuth, Verwirrung und Schwäche (1312.). Ein Theil des Parlaments ließ einem Günst= ling des Königes, Gaveston, den Kopf abschlagen: die Schottländer benutzten diese Verwirrungen, schlugen die Engländer und Robert Bruce, König von Schottland geworden, stellte es vermittelst der Schwäche Englands wieder her.

(1316.) Man kann nicht unbesonnener und darum unglücklicher handeln, als Eduard II.: er gestattete, daß seine Gattin Isabella, die gegen ihn voll Erbitte= rung war, mit ihrem Sohne nach Frankreich ging. Ihr Sohn wurde nachher der glückliche, gefeierte Eduard III.

Karl der Schöne, Isabellas Bruder, herrschte in Frankreich. Er folgte der Staatsklugheit al= ler Könige, bei seinen Nachbarn Zwietracht auszu= streuen, und ermuthigte seine Schwester Isabella die Fahne gegen ihren Gemahl aufzupflanzen.

Also unter dem Vorwand, ein junger Günstling, Namens Spencer, beherrsche unwürdig den englischen König, rüstete sich seine Gattin zum Kriege. Sie ver= mählte ihren Sohn mit der Tochter des Grafen von Hennegau und Holland, kehrte endlich nach England zurück, und stieß mit gewaffneter Hand zu den Fein= den ihres Gemahls: ihr Liebhaber Mortimer stand mit

ihr an der Spitze der Truppen, während der König mit seinem Günstlinge Spencer floh.

(1326.) Die Königin ließ den neunzigjährigen Vater des Günstlings zu Bristol aufknüpfen: diese Grausamkeit, welche das höchste Alter nicht achtete, ist beispiellos; sie bestrafte sofort in Herefort den Günstling selbst, der in ihre Hände gefallen war, auf die nämliche Weise: aber sie übte dabei eine Rache aus, welche das Anstandsgefühl unseres Jahrhunderts nicht zulassen würde. Sie ließ dem Urtheile beifügen, man solle dem jungen Spencer die Theile abreißen, mit denen er bei dem Könige einen strafbaren Gebrauch gemacht habe. Das Urtheil wurde am Galgen vollstreckt. Sie scheute sich nicht, der Hinrichtung zuzusehen. Froissarde nennt, ohne Schwierigkeiten zu machen, diese Theile bei ihrem rechten Namen. So paarte dieser Hof alle Ausschweifungen der üppigsten Zeiten mit allen Barbareien der rohsten.

Der König, verlassen, in seinem Reiche flüchtig, wurde endlich gefangen, nach London geführt, von dem Volke verhöhnt, in einen Thurm gesperrt, durch das Parlament gerichtet und feierlich abgesetzt. Ein gewisser Trussel kündigte ihm seine Absetzung mit folgenden, in den öffentlichen Verhandlungen ausgedrückten, Worten an: „Ich Wilhelm Trussel, Anwalt des Parlaments und des Volkes, erkläre in ihrem Namen und auf ihre Vollmacht, daß ich dem Dir geleisteten Eide entsage, ihn widerrufe und von ihm mich entbinde, und ich beraube Dich der königlichen Gewalt." Die Krone gab man seinem vierzehnjährigen Sohne, und die Regentschaft seiner Mutter nebst einem Rathe; ein Jahrgehalt von ungefähr 60,000 Livres nach unserer Münze, wurde dem Könige angewiesen, sein Leben zu fristen.

(1327.) Eduard II. überlebte kaum ein Jahr sein

Unglück; man fand in seinem Kerker keine Spur eines gewaltsamen Todes. Es gilt für bestimmt, daß man ein glühendes Eisen durch eine hörnene Röhre in seine Eingeweide stieß.

Der Sohn bestrafte bald die Mutter. Eduard III, noch minderjährig, aber ungeduldig und fähig der Herrschaft, ergriff eines Tags, unter den Augen seiner Mutter, ihren Liebhaber Mortimer, Grafen von March (1331.). Das Parlament verurtheilte den Günstling, ohne ihn zu hören wie Spencer. Er endigte am Galgen, nicht weil er das Bett seines Königs entehrte, ihn entthronte und meuchlings morden ließ, sondern wegen Erpressungen und Veruntreuungen, die dem Regenten immer zur Last gelegt werden. Die Königin, auf eine andere Weise unglücklich, wurde in das Schloß Risin mit 500 Pfund Sterling Jahrgehalt eingeschlossen, und beweinte in ihrer Einsamkeit mehr ihr Mißgeschick, als ihre Schwachheiten und Barbareien.

(1332.) Eduard III, Herr und bald unumschränkter Herr, begann mit der Eroberung Schottlands; aber ein neues Schauspiel eröffnete damals Frankreich: Europa, zweifelhaft, wußte nicht, ob Eduard nach dem Rechte des Bluts oder der Waffen dieses Königreich besitze.

Frankreich, das weder die Provence, noch die Dauphiné, noch Franche Comté begriff, war doch ein mächtiges Königreich; aber sein König war es noch nicht. Große Gebiete, wie Burgund, Artois, Flandern, Bretagne, Guienne, lauter Lehen der Krone, verursachten dem Fürsten mehr Unruhe als Gewalt. Die Krongüter Philipps des Schönen, mit den Auflagen auf seine unmittelbaren Unterthanen stiegen auf 160,000 Livres. Als Philipp der Schöne die Flamänder bekriegte, und fast alle Vasallen Frankreichs zu diesem Kriege beisteuerten, mußten alle Weltlichen, welche ihre Lage

von dem Feldzug entband, den fünften Theil der Einkünfte bezahlen. Die Völker waren unglücklich und die königliche Familie war es noch mehr.

Nichts ist bekannter als der Schimpf, mit dem sich die drei Söhne Philipps des Schönen auf einmal bedeckten, als sie ihre Weiber in vollem Parlamente des Ehebruchs anklagten; alle drei wurden zur Gefängnißstrafe verdammt; Ludwig der Mürrische ließ die seinige, Margaretha von Burgund, mit einem Strick erdrosseln. Ihre Liebhaber wurden zu einer neuen Todesart verurtheilt. Man schindete sie lebendig. Welche Zeiten! Und wir beklagen uns noch über die unsrige!

(1316.) Nach dem Tode Ludwigs des Mürrischen, der, wie sein Vater, Navarra mit Frankreich verbunden hatte, bewegte die Frage über das salische Gesetz alle Gemüther. Der König hinterließ nur eine Tochter; man hatte in Frankreich noch nicht untersucht, ob Töchter die Krone erben dürften; die Gesetze wurden erst nach dem gegenwärtigen Bedürfniß gemacht. Die alten salischen Gesetze waren in Vergessenheit, der Gebrauch an ihre Stelle getreten, und der Gebrauch wechselte immer in Frankreich. Unter Philipp dem Schönen hatte das Parlament Artois einer Tochter zum Nachtheil des nächsten männlichen Sprößlings zuerkannt. Die Nachfolge in der Champagne wurde bald den Töchtern gegeben, bald ihnen entrissen: Philipp der Schöne besaß die Champagne nur durch seine Gattin, welche die Fürsten davon ausgeschlossen hatte. Man sieht also, daß das Recht wechselte, wie das Glück, und daß keineswegs ein Grundgesetz des Reichs eine Tochter vom Throne ihres Vaters ausschloß.

Zu sagen, wie so viele Schriftsteller, die Krone Frankreichs sey so edel, daß eine Frau sie nicht tragen dürfe, ist eine große Kinderei. Mit Mezerai zu sagen, „die Schwachheit des Geschlechts gestatte den Frauen

die Herrschaft nicht," ist doppelt ungerecht: die Regentschaft der Königin Blanca und die ruhmvolle Regierung so vieler Frauen fast in allen Ländern Europas widerlegt hinlänglich Mezerais Plumpheit. Uebrigens scheint der Artikel des alten Gesetzes, der auf salischem Boden die Töchter von jeder Erbschaft ausschließt, sie nur darum auszuschließen, weil jeder salische Herr verpflichtet war, bewaffnet in den Versammlungen des Volkes zu erscheinen: eine Königin aber ist nicht verpflichtet die Waffen zu tragen. Das Volk trägt diese für sie. Darum kann man sagen, daß das salische Gesetz, sonst so wenig bekannt, die andern Lehen betreffe, und nicht die Krone. Es war so wenig ein Gesetz für die Könige, daß es sich nur unter dem Titel de allodiis findet. Wenn es ein Gesetz der alten Salier ist, war es also gemacht, ehe es Könige in Frankreich gab; es betraf also die Könige nicht.

Noch mehr, es ist unzweifelhaft, daß mehrere Lehen diesem Gesetz nicht unterworfen waren; mit mehr Grund konnte man annehmen, daß die Krone ihm nicht unterworfen seyn dürfe.

Man hat immer sich bemüht, seine Meinungen, welche sie auch seyn mechten, durch das Ansehen der heiligen Schriften zu bekräftigen: die Anhänger des salischen Gesetzes haben sich auf die Stelle berufen: „die Lilien arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht," und daraus den Schluß gezogen, die Töchter, die spinnen müssen, dürfen in dem Königreiche der Lilien nicht herrschen. Indeß die Lilien arbeiten nicht, und ein Fürst soll arbeiten. Die Leoparde Englands und die Thürme Castiliens spinnen eben so wenig als die Lilien Frankreichs, und in Castilien und England können Töchter herrschen. Noch mehr, die Wappen der Könige Frankreichs glichen nie den Lilien: es ist offenbar das Ende einer Hellebarde, wie sie in den schlechten Zeiten Wil-

helms des Bretagners beschrieben sind. Cuspidis in medio uncum emittit acutum.

Alle Gründe gegen das salische Gesetz wurden von dem burgundischen Herzog, dem Oheim der Tochter des Mürrischen und mehreren aus fürstlichem Geblüte, hartnäckig unterstützt. Ludwig der Mürrische hatte zwei Brüder, die, wie man weiß, in kurzer Zeit auf einander folgten, der ältere, Philipp der Lange, der jüngere, Karl der Schöne. Karl, nicht glaubend, daß er der Krone so nahe sey, bekämpfte damals, aus Eifersucht gegen seinen Bruder, das salische Gesetz.

Philipp der Lange ermangelte nicht in einer Versammlung von einigen Baronen, Prälaten und pariser Bürgern erklären zu lassen, die Töchter müssen von der Krone Frankreichs ausgeschlossen werden, aber wenn die Gegenpartei überwogen hätte, hätte man bald ein ganz widersprechendes Grundgesetz gegeben.

Philipp der Lange, den man nur daher kennt, daß er den Bischöfen den Zutritt zum Parlament versagte, starb nach einer sehr kurzen Regierung und hinterließ wieder nur Töchter. Das salische Gesetz wurde jetzt zum zweitenmale bestätigt. Karl der Schöne, der sich früher widersetzt hatte, nahm ohne Widerrede die Krone und schloß die Töchter seines Bruders aus.

Sterbend hinterließ Karl der Schöne den nämlichen Streit abermals zum Schlichten. Seine Frau war schwanger; man brauchte für das Königreich einen Regenten: Eduard III. sprach als Enkel Philipps des Schönen von seiner Mutter her die Regentschaft an, und Philipp von Valois bemächtigte sich ihrer, als erster Fürst vom Geblüt. Die Regentschaft wurde ihm feierlich übertragen und da die Königin Wittwe eine Tochter gebar, setzte er sich mit Einstimmung des Volks die Krone auf. Das salische Gesetz, das die Tochter vom Throne ausschließt, war also in den Herzen; es wur-

de durch eine alte allgemeine Uebereinkunft Grundgesetz: es gab kein anderes. Die Menschen geben und vernichten Gesetze. Wer kann zweifeln, daß nicht das Volk, wenn aus dem Hause Frankreich nur eine des Thrones würdige Fürstin übrigte, ihr die Krone zuerkennen könnte und müßte?

Nicht blos die Töchter waren ausgeschlossen, der Vertreter einer Tochter war es auch: man behauptete der König Eduard könne durch seine Mutter nicht ein Recht erhalten, das seine Mutter nicht gehabt. Ein gewichtigerer Grund gab einem Fürsten vom Geblüte den Vorzug vor einem Fremdling, vor einem Fürsten, der unter einem Frankreich von Natur widerspenstigen Volke geboren war. Die Völker gaben Philipp von Valois den Namen des Glücklichen. Man konnte einige Zeit lang den des Sieghaften und Gerechten beifügen; denn als der Graf von Flandern, sein Vasall, seine Unterthanen mißhandelte, und die Unterthanen sich empörten, zog er ihm zu Hülfe, und nachdem er alles beruhigt, sagte er zum Grafen von Flandern: „Ziehet euch nicht durch ein schlechtes Betragen so viele Meutereien auf den Hals."

Man konnte ihn wieder den Glücklichen nennen, als er zu Amiens feierlich den Lehnseid empfing, den ihm Eduard III. leistete. Bald war diese Huldigung von einem Kriege gefolgt: Eduard stritt mit dem um die Krone, dessen Vasall er nach seiner eigenen Erklärung war.

Ein Bierbrauer der Stadt Gent war der große Urheber des bekannten Krieges, der Eduard bestimmte, den Titel eines Königs von Frankreich anzunehmen. Dieser Bierbrauer, Namens Jacob von Artevelt, war einer jener Bürger, welche die Herrscher verderben oder schonen müssen. Der ungeheure Credit, den er besaß, machte ihn Eduard nothwendig; aber er wollte seinen

Credit nur dann zu Gunsten des englischen Königes anwenden, wenn Eduard den Titel eines Königs von Frankreich annehme, um beide Könige zu unversöhnlichen Feinden zu machen. Der König von England und der Bierbrauer unterzeichneten den Vertrag zu Gent, nachdem die Feindseligkeiten gegen England schon längst angefangen hatten. Der Kaiser Ludwig von Baiern verband sich mit dem König von England, prunkvoller als der Bierbrauer, aber mit geringerem Nutzen für Eduard.

Man bemerke genau das Vorurtheil, das so lange in dem deutschen, mit dem Titel des römischen Reichs bekleideten Staate, herrschte. Der Kaiser Ludwig, der nur Baiern besaß, ertheilte König Eduard in Kölln die Würde eines Stellvertreters des Reichs, in Gegenwart fast aller deutschen und englischen Fürsten und Ritter: hier erklärte er den König von Frankreich für treulos und hinterlistig, er habe den Schutz des Reiches verwirkt, und sagte damit insgeheim Philipp von Valois und Eduard seyen seine Vasallen.

Der Engländer merkte bald, daß der Titel eines Stellvertreters für ihn eben so unbrauchbar sey, als der eines Kaisers, wenn Deutschland ihn nicht begünstige; und die deutsche Gesetzlosigkeit widerte ihn so sehr an, daß er nachher, als man ihm das Reich anbot, es nicht annahm.

Dieser Krieg zeigte gleich anfangs, welch ein Uebergewicht das englische Volk eines Tages zur See gewinnen könne. Vorerst mußte Eduard mit einem großen Heere in Frankreich eine Landung versuchen, und Philipp sie abschlagen: der eine wie der andere rüstete in sehr kurzer Zeit eine Flotte von mehr als hundert Schiffen aus. Diese Fahrzeuge waren nur plumpe Barken; Eduard war nicht wie der König von Frankreich reich genug, um sie auf seine Kosten zu bauen: von hundert

englischen Fahrzeugen gehörten ihm zwanzig, die übrigen hatten ihm die sämmtlichen Seestädte Englands geliefert. Das Land war so geldarm, daß der Fürst von Wallis täglich für seine Bedürfnisse nur zwanzig Schillinge, der Bischof von Derham, einer der Flottenführer, nur sechs, und die Barone vier erhielten. Die Aermsten überwanden die Reichsten, wie es fast immer zu gehen pflegt. Die Seeschlachten waren damals mörderischer als heut zu Tage; man hatte keine Kanonen mit ihrem gewaltigen Donner, man tödtete um so mehr Leute. Die Schiffe enterten sich am Vordertheil, man ließ auf beiden Seiten Zugbrücken herabfallen, und schlug sich wie auf festem Lande (1340.). Die Flottenführer Philipps von Valois verloren siebzig Schiffe und fast zwanzigtausend Streiter. Es war dieß das Vorspiel von dem Ruhme Eduards und des schwarzen Prinzen, seines Sohnes, die in eigener Person die denkwürdige Schlacht gewannen.

Ich verschone hier die Leser mit den Einzelnheiten des Kriegs, die sich fast überall gleichen. Aber stets auf das bedacht, was die Sitten der Zeit bezeichnet, bemerke ich, daß Eduard Philipp von Valois zum Zweikampf herausforderte: der König von Frankreich schlug ihn aus, ein Oberherr erniedrige sich nicht so, daß er sich mit seinem Hörigen schlage.

(1341.) Inzwischen schien eine neue Begebenheit das salische Gesetz umzustoßen: die Bretagne, ein Lehen von Frankreich, wurde durch die Versammlung der Pairs, Karl von Blois zuerkannt, der sich mit der Tochter des Herzogs vermählt hatte; und der Graf von Montfort, der Oheim des Herzogs, war ausgeschlossen worden. Die Gesetze und Vortheile waren eben so viel Widersprüche. Der König von Frankreich, der in der Sache des Grafen von Montfort, des männlichen Erbens von Bretagne, das

salische Gesetz unterstützen zu müssen schien, ergriff die Partei Karls von Blois, der sein Recht von den Frauen ableitete; und der König von England, der das Recht der Frauen in Karl von Blois handhaben mußte, erklärte sich für den Grafen von Montfort.

Bei dieser Gelegenheit brach der Krieg zwischen Frankreich und England wieder aus. Man überraschte Montfort in Nantes und führte ihn nach Paris in den Louvre als Gefangenen. Seine Gattin, eine Tochter des Grafen von Flandern, war eine der wunderbaren Heldinnen, die selten in der Welt erscheinen, und nach denen man ohne Zweifel das Mährchen der Amazonen bildete. Sie zeigte sich den Truppen ihres Gemahls mit dem Schwerdt in der Hand, den Helm auf dem Haupt und den Sohn in ihren Armen; sie hielt die Belagerung von Hennebon aus, machte Ausfälle, kämpfte in dem Wallbruch, und bewirkte endlich mit Hülfe der englischen Flotte, die ihr Beistand leistete, die Aufhebung der Belagerung.

(August 1346.) Inzwischen befehdete sich lange Zeit die englische und französische Partei in Guienne, in der Bretagne, in der Normandie: endlich fiel bei der Somme die blutige Schlacht von Créci zwischen Eduard und Philipp von Valois vor. Eduard hatte seinen Sohn neben sich, den Fürsten von Wallis, welchen man wegen seines braunen Panzers und schwarzen Helmbusches den schwarzen Prinzen nannte. Dieser Jüngling hatte fast allein die Ehre des Tages. Mehrere Geschichtschreiber haben die Niederlage der Franzosen einigen kleinen Geschützstücken zugeschrieben, mit welchen die Engländer versehen waren: seit zehn oder zwölf Jahren kam das Geschütz in Gebrauch.

Wurde diese Erfindung der Chinesen, welche über die indischen Meere handelten, nach Europa gebracht? es ist nicht wahrscheinlich: ein deutscher Benedictiner,

Berthold Schwarz, entdeckte das schicksalsvolle Geheimniß. Lange Zeit war man ihm nahe. Ein anderer englischer Benedictiner, Roger Baco, hatte lange Zeit vorher von den gewaltigen Ausbrüchen gesprochen, welche verschlossener Salpeter hervorbringen könne. Aber warum hatte der König in seinem Heere kein Geschütz, so gut als der englische König? Und wenn der Engländer dadurch das Uebergewicht erhielt, warum schieben alle unsere Geschichtschreiber den Verlust der Schlacht auf die genuesischen Armbrustschützen, welche Philipp von Valois in seinem Solde hatte? Der Regen, sagte man, erschlaffte die Sehnen ihrer Bogen, aber dieser Regen erschlaffte nicht minder die Sehnen der Engländer. Die Geschichtschreiber hätten vielleicht mit größerem Rechte bemerken können, ein König von Frankreich, der genuesische Bogner, habe, statt sein Volk einzuüben, und der kein Geschütz hatte, während sein Gegner damit versehen war, verdiene nicht zu siegen.

Es ist wohl befremdend, daß man, ungeachtet der Gebrauch des Pulvers die Kriegskunst völlig umgestalten mußte, den Zeitpunkt dieser Aenderung nicht gewahrt. Ein Volk, das ein gutes Geschütz sich zu verschaffen gewußt hätte, war des Siegs über alle andere gewiß. Es war dieß unter allen Künsten die traurigste, aber die, welche am meisten ausgebildet werden mußte. Sie blieb indeß bis zu den Zeiten Karls VIII. in ihrer Kindheit: so sehr überwiegen alte Gebräuche! so sehr hemmt die Trägheit den menschlichen Fleiß! Man bediente sich erst unter Karl V, König von Frankreich, des Geschützes zur Belagerung fester Plätze, und die Lanzen waren fast in allen Gefechten, bis zu den letzten Zeiten Heinrichs IV. die Stärke der Schlacht.

Man behauptet, die Engländer haben am Tage von Créci nur 2500 Reiter und 40,000 Fußgänger,

die Franzosen dagegen 40,000 Fußgänger und 20,000 Reiter gehabt. Die, welche den Verlust der Franzosen am geringsten angeben, sagen, er habe sich auf 20,000 Mann belaufen. Der Graf von Blois, einer der augenscheinlichen Urheber des Kriegs, wurde getödtet, und am andern Tage wurde den Truppen der Gemeinen des Königreiches eine abermalige Niederlage beigebracht. Nach zwei in zwei Tagen gewonnen Siegen nahm Eduard Calais ein, das 210 Jahre den Engländern blieb.

Man sagt, daß während der Belagerung Philipp von Valois, nicht im Stande, die Linien der Belagerer anzugreifen, und voll Verzweiflung, Zeuge seiner Niederlage zu seyn, dem König Eduard vorschlug, die große Fehde durch einen Kampf von sechs gegen sechs zu schlichten. Eduard, nicht gesonnen, die gewisse Einnahme von Calais einem ungewissen Kampfe zu überlassen, schlug den Kampf aus, wie Philipp von Valois ihn anfangs ausgeschlagen. Nie haben die Fürsten ihre Zwistigkeiten allein beendigt, immer floß das Blut der Völker.

Bei dieser berühmten Belagerung, welche England den Schlüssel von Frankreich in die Hände gab, hat man vielleicht auf das gleichgültigste das meiste Gewicht gelegt, auf das, daß Eduard bei dem Uebergabsvergleich forderte, zehen Bürger sollen halbnackt einen Strick um den Hals ihn um Verzeihung bitten: so ging man mit aufrührerischen Unterthanen um. Es war im Vortheil Eduards, bemerklich zu machen, daß er sich als König von Frankreich betrachte. Geschichtschreiber und Dichter haben sich angestrengt, die sechs Bürger zu preisen, die um Verzeihung baten und wie Kodrus für das Vaterland sich opferten; aber es ist falsch, daß Eduard die armen Leute verlangte, um sie aufknüpfen zu lassen. Der Uebergabsvergleich lautete: „zehen

Bürger sollten barfuß, mit entblößtem Haupte und einen Strang um den Hals zu ihm kommen, um ihm die Schlüssel der Stadt zu bringen, und der König von England und Frankreich dürfe mit ihnen nach Gefallen verfahren."

Gewiß hatte Eduard die Absicht nicht, den Strick, welchen die sechs Calaiser um den Hals hatten, zuzuschnüren, da er jedem sechs Goldthaler und ein Kleid schenkte. Er, der so edelmüthig alle unnützen Esser, welche der Befehlshaber Johann von Vienne aus Calais verjagt, ernährte; der so edelmüthig Aimeri von Pavia verzieh, den er zum Befehlshaber von Calais ernannte, und überwies, daß er den Platz an die Franzosen verkauft; der, statt daß er Charni und Ribaumont, welche überführt waren, diesen Kauf während eines Waffenstillstandes bewerkstelligt zu haben, den Kopf abschlagen ließ, sie, nachdem er sie mit eigener Hand gefangen genommen, zum Abendessen einlud und aufs reichlichste beschenkte; der endlich mit so viel Seelengröße und Feinheit seinen unglücklichen Gefangenen, den König Johann von Frankreich, behandelte, war kein Barbar. Der Gedanke, Frankreichs Unglück durch die Seelengröße von sechs Calaisern wieder gut zu machen, und herzlich schlechte Gründe in herzlich schlechten Versen, dem salischen Gesetze zu lieb, auf die Bühne zu bringen, ist eine ungeheure Lächerlichkeit.

Dieser Krieg, der in Guienne, in Bretagne, in der Normandie und Picardie zugleich geführt wurde, erschöpfte England und Frankreich an Menschen und Geld. Und doch war es jetzt nicht Zeit, dem Ehrgeize zu lieb sich zu vernichten, man hätte sich gegen eine Plage anderer Art vereinigen sollen. Eine tödtliche Pest, die die Welt durchzog und Asien und Africa entvölkerte (1347 und 1348.), verheerte damals Europa, und vorzüglich Frankreich und England.

Sie raffte, nach der Sage, den vierten Theil der Menschheit weg: das ist eine der Ursachen, warum in unsern Gegenden die Menschen sich nicht in dem Verhältniß vermehrten, in dem man es glauben sollte.

Mezerai hat nach Andern gesagt, diese Pest sey aus China gekommen, es sey aus der Erde eine glühende Ausdünstung in feurigen Kugeln aufgestiegen, welche berstend auf der Halbkugel Ansteckung verbreitete. Damit wird einem nur zu gewissen Unglück ein zu mährchenhafter Ursprung gegeben. Erstlich weiß man nicht, daß je eine solche Lufterscheinung die Pest hervorbrachte; zweitens sprechen die chinesischen Jahrbücher erst gegen das Jahr 1504 von einer ansteckenden Krankheit. Die Pest im eigentlichen Sinn ist eine in der Mitte Africas hausende Krankheit, wie die Pocken in Arabien, und das Gift, das die Quelle des Lebens vergiftet, ist ursprünglich bei den Karaiben. Jede Gegend hat auf dieser unglücklichen Kugel ihr Gift, wo die Natur ein wenig Gutes mit recht viel Bösem zusammen gemischt hat. Die Pest des vierzehnten Jahrhunderts glich jenen, welche die Erde unter Justinian und zur Zeit des Hippocrates entvölkerten. Während diese Plage wüthete, bekämpften sich Philipp und Eduard, um über die Sterbenden zu herrschen.

Nach der Kettenreihe so großer Unglücksfälle, nachdem die Elemente und die Wuth der Menschen so sich verschworen, die Erde zu verwüsten, wundert man sich, daß Europa wirklich so blühend ist. Die einzige Hülfe für das Menschengeschlecht lag in den Städten, welche die großen Herrscher verachteten. Der Handel und der Gewerbfleiß dieser Städte hat im Stillen das Uebel wieder gut gemacht, das die Fürsten unter wildem Geräusch herbeiriefen. England entschädigte sich unter Eduard III. mit Wucher für die Schätze, welche die Unternehmungen seines Königes kosteten. Es ver-

kaufte seine Wolle, Brügge verarbeitete sie. Die Flamänder übten sich in ihren Werkhäusern; die Hansestädte bildeten einen für die Welt nützlichen Freistaat, und die Künste erhielten sich immer in den freien Handelsstädten Italiens. Diese Künste wollen sich nur ausbreiten und wachsen, und nach großen Stürmen verpflanzen sie sich von selbst in die verheerten Länder, die ihrer bedürfen.

(1350.) Philipp von Valois starb in diesen Umständen, gewiß ohne den schönen Namen des Glücklichen ins Grab zu tragen. Doch vereinigte er die Dauphiné mit Frankreich. Der letzte Fürst dieses Landes gab nach dem Verluste seiner Kinder, der Kriege müde, welche er gegen Savoyen bestand, die Dauphiné dem König von Frankreich, und wurde Mönch zu Paris (1349.).

Diese Landschaft hieß Dauphiné, weil einer ihrer Gebieter einen Delphin in sein Wappen setzte. Sie bildete einen Theil des Königreiches Arles, das ein Kammergut des Reiches war. Der König von Frankreich wurde durch diese Erwerbung Lehnsträger Karls IV. Es ist gewiß, daß die Kaiser bis auf Maximilian I. immer ein Recht auf diese Landschaft ansprachen. Die deutschen Staatsrechtsgelehrten behaupten noch, sie sey ein Lehen des Reichs. Die Herren der Dauphiné denken anders. Nichts ist vergeblicher, als solche Untersuchungen, es ist eben so viel, als wenn man die Rechte der Kaiser auf Aegypten geltend machen will, weil es August unterwürfig war.

Philipp von Valois fügte seinem Krongute Roussillon und Cerdagne hinzu, indem er den König von Majorca, aus dem Hause Arragonien, der ihm diese Provinzen als Unterpfand gab, Geld lieh; Landschaften, welche Karl VIII. zurück gab, ohne daß ihm die Schuld erstattet worden wäre. Er erwarb auch Mont-

pellier, das Frankreich geblieben ist. Es ist auffallend, daß er während einer so unglücklichen Regierung diese Landschaften kaufen und noch vieles für die Dauphiné bezahlen konnte. Die Auflage auf das Salz, die man sein salisches Gesetz nennt, die Erhöhung der Steuern, die Fälschung der Münze setzten ihn in den Stand, diese Erwerbungen zu machen. Der Staat wurde größer, aber ärmer; und wenn dieser König im Anfange den Namen des Glücklichen trug, konnte das Volk nie auf diesen Titel Anspruch machen. Aber unter seinem Sohne Johann sehnte man sich noch nach der Zeit Philipps von Valois.

Das Denkwürdigste für die Völker unter dieser Regierung war die Berufung z. B. über den Mißbrauch, welchen das Parlament allmälig durch die Bemühungen des Hauptanwalts, Peter Cugnieres, einführte. Die Geistlichkeit beklagte sich darüber laut, und der König übersah die Sitte und trat einem Mittel nicht in den Weg, das seine Gewalt und die Gesetze des Staates sicherte. Diese Berufung, mit der man bei den Parlamenten des Reiches einkam, ist eine Klage gegen die ungerechten oder ungültigen Sprüche, welche die kirchlichen Gerichte geben können, eine Angabe der Unternehmungen, welche die königliche Gerichtsbarkeit untergraben, ein Widerstand gegen die römischen Bullen, die den Rechten des Königs und des Königreichs widersprechen können.

Dieses Heilmittel, oder vielmehr dieses Scheinmittel, war nur eine schwache Nachahmung des bekannten Gesetzes Praemunire, das durch das englische Parlament unter Eduard III. bekannt gemacht wurde; ein Gesetz, das jeden, der Gerichtssachen, welche von königlichen Gerichtshöfen entschieden werden mußten, vor Geistliche bringe, ins Gefängniß sprach. In Allem, was die Freiheiten des Staats betrifft, haben die Engländer mehr als einmal den Vorgang gegeben.

Inhaltsanzeige

des 7. Bändchens.

Kap.		Seite
61.	Karl von Anjou, König beider Sicilien; Manfred; Konradin; die sizilianische Vesper	7
62.	Der Kreuzzug gegen Languedok . .	16
63.	Lage Europas im dreizehnten Jahrhundert	26
64.	Spanien im zwölften und dreizehnten Jahrhundert	33
65.	Philipp, der Schöne, König in Frankreich, und Bonifacius VIII.	44
66.	Hinrichtung der Tempelherren und Vertilgung ihres Ordens	54
67.	Die Schweiz und ihre Empörung . .	60
68.	Zustand des Reichs, Italiens und des Pabstthums im vierzehnten Jahrhundert .	64
69.	Johanna, Königin von Neapel . .	73
70.	Kaiser Karl IV.; die goldne Bulle; Rückkehr des Pabstes nach Rom . .	78

71. Große Kirchenspaltung im Abendlande . 85
72. Kirchenversammlung zu Konstanz . . 92
73. Johannes Huß und Hieronymus von Prag . 98
74. Zustand Europas zur Zeit der konstanzer Kirchenversammlung 105
75. Frankreich und England zur Zeit Philipps von Valois und Eduards III. . . 112

71. Große Kirchenspaltung im Abendlande . 85
72. Kirchenversammlung zu Konstanz . . 92
73. Johannes Huß und Hieronymus von Prag . 98
74. Zustand Europas zur Zeit der konstanzer Kirchenversammlung 105
75. Frankreich und England zur Zeit Philipps von Valois und Eduards III. . . 112

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire,

Voltaire's Geschichte der Völker vorzüglich in den Zeiten von Karl d. Gr. bis auf Ludwig XIII

Bd.: 7

Leipzig 1829

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.d.147-a(21#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718278-2